Jugendschriften.

Lehrreiche

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Siebenzehntes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Maria hilft.
Johann der Findling.
Königsdorfer's Kinderzucht.
Frau vom guten Hirten.
Maienglöcklein.

Folge mir nach.
Meister und Jünger.
Sechs Erzählungen als Schauspiele.
Maria Ward's Leben.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Debit für Norddeutschland und Oesterreich, insoweit das letztere nicht über Augsburg mit uns in Verbindung steht, durch H. Hübner in Leipzig.

Lehrreiche
Abendunterhaltungen
für
Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Siebenzehntes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1853.

Verlag von Lampart & Comp.

Seite 13.



C. Glocker inv. Carl Mayer K. A. Nbg.

Nur nach oben geschaut, und auf Gott den Herrn vertraut! –

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Die

Familie Seehofen,

oder

des Großvaters Abendstunden

im Kreise seiner Enkel.

Der

reiferen Jugend und Erwachsenen

erzählt

von

Ludwig Mittermaier,

Verfasser der Jugendschriften: „Das Buch vom ewigen Juden,“ „Die Gräfin von Seeburg,“ „Das Leben eines Heimathlosen,“ „Der Sohn der Griechin etc. etc.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1853.
Verlag von Lampart & Comp.

Liebe Jugend und liebes Volk!

Schon öfters schilderte ich dir in mancherlei Geschichten menschliche Schicksale und Erlebnisse zu deiner Lehre, Erbauung und Unterhaltung.

Auch vorliegendes Buch hat diesen Zweck, und wohl mir und dir, wenn es ihn und sey es nur zum Theil, erfüllt.

So nehmt es denn mit derselben Liebe hin, mit welcher ich's in vielbewegter Zeit schrieb und es Euch nun mit seinen Erzählungen, Märchen und Sagen darbringe.

Am Tage Mariä Geburt 1849.

Ludwig Mittermaier.

Erstes Kapitel.

Das Landhaus am Bodensee.

Zu den schönsten Gegenden des an Naturschönheiten so überreichen deutschen Vaterlandes gehört unbestreitbar die Umgebung des Bodensee's, den man in ältern wie in neuern Zeiten nicht selten das schwäbische Meer genannt hat. Doch nicht von jeher boten seine Ufer den lachenden Anblick dar, den sie in unserer Zeit gewähren, denn wie uns die Aufzeichnungen eines Griechen, der Amianus Marcellinus hieß und vor mehr als tausend Jahren aus eigener Anschauung das Land beschrieb, belehren, war damals die ganze eilf ein halb Meilen im Durchmesser haltende Fläche des See's ein ungeheurer Sumpf, den brausend der Rhein durchströmte.

Dort, wo sich dem Auge des staunenden Menschen die schönste Aussicht über den See nach den Felsengebirgen der Schweiz darbietet, nicht weit von der uralten Hafenstadt Lindau, erhob sich auf einer Anhöhe ein einfaches aber geschmackvolles Landhaus, umgeben von weitläufigen Obstgärten und Gartenanlagen. In diesem Hause lebte in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts ein Geschlecht wackerer Menschen, eine fromme und christliche Familie. Seit uralten Zeiten waren das Landhaus und die Grundstücke, die selbes umgaben, schon in den Händen der

Familie Seehofen, und Gottes Segen schien sichtbar stets über den jedmaligen Besitzern gewaltet zu haben.

Das merkwürdigste Glied der Familie war wohl der alte Großvater. In seinen Jugendjahren hatte er in der nahe gelegenen Stadt Konstanz die Handlung erlernt, weite Reisen gemacht und sich, nachdem er fast alle Länder Europas besucht, endlich in der Kaiserstadt Wien ansässig gemacht. Eine tugendhafte Jungfrau wurde seine Gattin, das Glück begünstigte seine rastlose Thätigkeit und trotz der kriegerischen Zeit war es ihm in seinem vierzigsten Jahre gelungen, sich im Besitze eines großen Vermögens zu sehen. Da hatte er unerwartet die Nachricht erhalten, daß sein einziger Bruder, der das Landgut am Bodensee übernommen hatte, ohne Kinder zu hinterlassen, gestorben und er also der Erbe des Verstorbenen sey. Von dieser Zeit an ward Herrn Klaus Seehofen der Aufenthalt in dem doch so schönen und lebhaften Wien zuwider, selbst seine weitläufigen Handelsgeschäfte freuten ihn nicht mehr. Eine nicht zu stillende Sehnsucht nach den Fluren, auf denen er in der Jugend fröhlichen Tagen harmlos gespielt, hatte ihn mit Macht ergriffen. — Doch würde er diesen plötzlichen Eindrücken jedenfalls widerstanden haben, wenn ihn nicht unvermuthet wie ein Blitz aus heiterm Himmel wenige Wochen nach dem Tode des geliebten Bruders ein noch härterer Verlust betroffen hätte. Eine leichte Krankheit befiel unvermuthet seine Gattin, doch anstatt, daß wie die Aerzte glaubten, in wenig Tagen Besserung und Genesung eingetreten wäre, verschlimmerte sich ihr Unwohlseyn von Minute zu Minute, und am dritten Tage war die edle Frau

eine Leiche. Tief war des Gatten Schmerz. Seit langen Jahren war die Verblichene ihm Alles gewesen und nun eine kalte Leiche, deren Leben er mit all' seinen mühsam und unter tausend Sorgen erworbenen Reichthümern nicht zurückkaufen konnte. — Sein einziger Trost war die Wahrheit, welche dem Christen auch in den bittersten Leiden Trost verleiht und seine Hoffnung nicht sinken läßt, daß dem Guten ewiges Leben nach des Körpers Tode zu Theil werde und er dann, mit der Verstorbenen im Himmel unzertrennlich vereint, sich Ewigkeiten hindurch der Anbetung der ewigen Herrlichkeit Gottes weihen und erfreuen werde.

Als nach einigen Monaten ein schlichtes Denkmal die Stelle bezeichnete, wo die Verstorbene bis zum Tage der Auferstehung schlummern sollte; übergab Klaus Seehofen seine Handlung in Wien seinem einzigen Sohne Karl, bezog das einsame Landgut am See und brachte dort seine Tage unter Wohlthun, Arbeit und Gebet zu.

Nach Jahr und Tag bot sich eine höchst günstige Gelegenheit dar, das Landgut durch den Ankauf eines anstoßenden Gutes bedeutend zu vergrößern. Der alte Klaus, denn schon längst waren seine Haare ergraut und sein Tritt nicht mehr der des kräftigen Mannes, hatte einsehen gelernt, daß bei Gesundheit und Liebe zur Handarbeit der Landbau dasjenige Geschäft sey, das am meisten Zufriedenheit und Freude gewähre, er schrieb seinem Sohne nach Wien und stellte ihm die Verhältnisse vor, ihn einladend, dieselben zu benützen.

Wohl war Karl Seehofen der nämliche rastlos thätige und fleißige Kaufmann wie sein Vater es in seinen besten Tagen gewesen war, doch hatten sich seitdem die Verhältnisse des deutschen Handels bedeutend verändert. Die immerwährenden Kriege, die große Geldnoth in den österreichischen Staaten und die Grenzsperren durch den französischen Kaiser Napoleon bewirkten, daß der Handel mit wenig Ausnahmen fast gänzlich darniederlag. Gerne wäre er sogleich dem Rufe seines trefflichen Vaters gefolgt, wenn er nur eine Aussicht gehabt hätte, seine Besitzthümer in Wien einigermaßen vortheilhaft zu verkaufen. Doch ehe er es erwartete, fand sich hiezu eine Gelegenheit, indem ein durch Lieferungen zu den Armeen reich gewordener Kriegskommissär ihm für seine Handlung sammt sämmtlichen Waarenvorräthen eine Summe bot, welche er selbst in bessern Zeiten für sein Besitzthum zu erhalten nicht gehofft hätte. Bald war der Kauf in's Reine gebracht, und eine Reisekutsche brachte die Wiener Familie Seehofen dem alten Bodenseeufer zu. Gar fröhlich war das Gewimmel, das in der Kutsche herrschte, welche dem schwer beladenen Frachtwagen voranfuhr, der das Gepäcke enthielt. — Rückwärts saßen Karl Seehofen und seine Gattin, zwischen beiden ein liebliches Mädchen von drei Jahren, ihre Tochter Klara, welche oft fröhlich in die Hände klatschte über die Scherze ihrer Brüder Xaver, Joseph und Klaus, welche ihr gegenüber saßen. Vom Bocke der Kutsche herab aber lenkte die zwei kräftigen Braunen, welche das schwere Fuhrwerk zogen, gravitätisch der älteste, vierzehn Jahr alte Sohn Georg unter der Aufsicht und Anleitung

des alten Bedienten Johann, der seit langen Zeiten Leid und Freud mit der Familie getheilt hatte und nun auch eine neue Heimath am Bodensee aufsuchen wollte.

Die Knaben konnten das Ziel der Reise kaum erwarten; bei jedem nur einigermaßen bedeutenden Teiche, an welchem die Straße vorüberführte, wurde gefragt, ist das ein See? ist der Bodensee größer? und was derlei kindliche Fragen mehr waren. Nur der älteste Sohn Georg fragte nicht, sondern suchte zum öftern durch das Kutschenfenster herein seine Brüder zu belehren, was eine Meile sey, und daß der See, an welchem der liebe Großvater wohne, nicht weniger als acht solcher Meilen lang sey.

Sie waren so eben durch einen Wald gekommen, als Herr Seehofen die Hand seiner Frau ergriff und, nachdem er vorher die Kutsche hatte halten lassen, sie zum Aussteigen einlud. Dieses war bald geschehen und nur der Vater weilte noch etliche Augenblicke in der Kutsche, um ein großes Fernrohr aus dem Behälter des Rücksitzes zu nehmen. Der Weg führte bergauf. Munter sprangen die Knaben voran, während ihre Eltern langsam folgten. Plötzlich blieb Georg, der seinen Brüdern am weitesten vorangeeilt war, mit einem lauten Ausrufe des Staunens und der Bewunderung stehen. — Der Vater drückte die Hand der Mutter und lächelte. Jetzt hatten auch die übrigen Knaben ihren Bruder erreicht und ein vielstimmiger Ruf begann: „Vater! Wasser vor uns, lauter Wasser! — Ei kommt herbei, das muß der See seyn!“ —

Wirklich breitete vor den Reisenden prachtvoll im Sonnenscheine glänzend der Bodensee seinen herrlichen Wasserspiegel aus. Die Knaben konnten sich gar nicht satt sehen und Frau Seehof äußerte unverhohlen ihre Bewunderung. Der Vater hatte indeß sein Fernglas aufgestellt und die Knaben drängten sich um dasselbe, während ihr Vater ihnen die Ortschaften nannte, nach welchen sie fragten. Nachdem sie die Thürme der Abtei St. Gallen auf dem Schweizerufer, die Städtchen Lindau, Rheinegg, Rorschach und Arbon gesehen und die Menge Schiffe, die hastig auf dem See hin und her fuhren, zeigte er ihnen ein einsames, mit bloßem Auge gar nicht zu unterscheidendes Haus und fragte: „Wer, meint ihr, bewohnet wohl dieses hübsche Landhaus?" Kopfschüttelnd verließen die Knaben das Glas, bis endlich Georg anrief: „Ist etwa dies unser künftiger Wohnort? Freilich muß er es seyn, du hast mir oft genug davon erzählt!" Der Vater bestätigte seine Vermuthung und mahnte zum Aufbruch, da sie heute noch an ihrem Bestimmungsorte ankommen sollten. Bald saßen sie wieder in der Kutsche und die Pferde zogen, als ahnten sie, daß nun bald der Ort erreicht wäre, wo eine längere Ruhe ihrer wartete, kräftiger als je an.

Nach ungefähr zwei Stunden hielten sie wirklich vor dem alten Familiensitze, und der Großvater lag in den Armen seines Sohnes, grüßte seine Schwiegertochter, bot Georg die Hand, in welche dieser fröhlich einschlug, und küßte die jüngern Knaben der Reihe nach. Eine treffliche Mahlzeit harrte der müden Reisenden und neu verjüngt schaute stolz der

Großvater auf den blühenden Kreis seiner Kinder und Enkel, die ihn umgaben, und deren fröhliches Treiben bald die weitläufigen Gemächer des alten Landhauses munter erfüllte.

Zweites Kapitel.

Wie der Großvater zu erzählen beginnt.

Seitdem das in unserm ersten Kapitel Erzählte sich zugetragen hat, und die ganze Familie Seehofen vergnügt beim Willkommenmahle saßen, sind schon mehrere Jahre vergangen. Die guten Menschen hatten sich den einsamen Aufenthalt auf dem Landgute bald angewöhnt und keines von ihnen, selbst die Kinder nicht, äußerten Sehnsucht nach der prächtigen Kaiserstadt Wien, wo sie vordem gewohnt hatten. Der Vater bedauerte oft die Jahre, die er bei dem kaufmännischen Thun und Treiben verloren hatte, und meinte: „beim Landleben kommt es mir vor, als sey ich Gott näher gerückt. Dies mag wohl daher kommen, daß mich mein früherer Beruf mehr in den Umgang mit Menschen, die das eigentliche Gepräge Gottes nur mehr wie eine alte abgegriffene Münze an sich tragen, brachte, während mein jetziges Leben fast beständig in Gottes freier Natur und im Staunen und in der Freude über seine Größe und die Wunder seiner Allmacht verfließt."

Indeß konnte Vater Seehofen den kaufmännischen Geist doch nicht so ganz und gar verläugnen. Bald nachdem er sich auf dem Landgute niederge-

lassen, war ihm der Nutzen beigefallen, den ihm der Anbau von Farbkräutern und andern Handelspflanzen gewähren könnte. Er hatte diesen Gedanken weiter verfolgt und es dann nie bereut, sich damit eingelassen zu haben. Nicht selten machte er, um seine Produkte vortheilhaft abzusetzen, weite Reisen und auch gegenwärtig war er entfernt, um in sächsischen und preußischen Fabrikorten den Gang seiner Geschäfte zu verfolgen.

Es war aber damals eine schlimme Zeit für das liebe deutsche Vaterland, wie sie immer kommen wird und muß, wenn die Deutschen anstatt fest zusammen zu halten und alles Glück und alles Heil nur von sich selbst und ihrer Einheit zu erwarten, sich an das Ausland halten und von ihm hoffen, daß es jedes der einzelnen deutschen Länder auf Kosten seines Nachbars und Bruders groß mache.

Der kluge französische Kaiser Napoleon hatte diesen alten, bekannten Zwietrachtssinn der Deutschen schon seit Jahrzehnten ausgebeutet und auf sein Gebot waren ihm die Streitkräfte des deutschen Volkes in den unheilvollen Krieg mit Rußland gefolgt. — Doch dort in dem kalten Klima, wo seine Armeen von der grimmigen Kälte so fürchterlich zu leiden hatten, verließ das Glück den bisher nie besiegten Kaiser und von Tausenden seiner Soldaten sahen kaum eben so viele Hunderte den heimischen Boden wieder. Die Preußen waren von ihm abgefallen, andere deutsche Völker standen auf dem Punkte, das Nämliche zu thun, und im Norden bereitete sich schon Alles auf einen großen Völkerkampf gegen den französischen Uebermuth vor.

Doch wir kehren wieder an den Bodensee und in das Landgut der Familie Seehofen zurück. — Schon seit langer Zeit war es bei derselben gebräuchlich, daß sich sämmtliche Angehörige der Familie nach vollendetem Tagewerk in dem Zimmer des Großvaters versammelten, sich hier mit Gesprächen über die Ereignisse des Tages unterhielten und seinen klugen Reden zuhörten. Nicht selten erzählte er den Versammelten irgend eine merkwürdige Begebenheit aus seinem inhaltreichen Leben, und auch heute begann er, gebeten von seinen Enkeln, also:

Nur nach oben geschaut
Und auf Gott den Herrn vertraut!

Dieses einfache Sprüchlein habt ihr, meine Lieben, schon oft aus meinem Munde vernommen, und es wird euch, wenn ihr nachfolgende Geschichte vernommen habt, gewiß nicht wundern, daß ich es als Eingang zu derselben gebrauche.

Vor mehr als fünfzig Jahren lebte in einer der Vorstädte Wiens ein armer aber rechtschaffener Handwerksmann, seiner Profession ein Schreinermeister, Namens Reinhard. Die Nachbarsleute konnten nicht genug erzählen, was er für ein fröhlicher und fleißiger junger Mann gewesen und welch glückliche Ehe er mit seiner braven Frau geführt habe. — Doch seine Fröhlichkeit wurde unvermuthet in Trauer und Leid verkehrt. Eines Tages arbeitete er nämlich auf einem Baugerüste, als das schlecht befestigte Gerüst brach und er einen schweren Fall auf die Erde that. Zwar wurde der wackere Mann nach langem Krankenlager wieder hergestellt, doch seine feste und dauerhafte

Gesundheit war dahin. Kein Monat verging, wo er nicht einige Tage das Bett hüten mußte. Unter solchen Umständen bietet das Leben freilich wenig Erquickliches dar, doch verloren Meister Reinhard und seine Frau den Muth nicht, sie betrachteten das Unglück als vom himmlischen Vater gesendet und ergaben sich in den Willen Gottes.

Da Meister Reinhard nur wenig verdienen konnte, so arbeitete seine gute Frau rastlos, und wirklich gelang es ihr wesentlich, zum Unterhalte der ihrigen beizutragen. Die einzige Freude der beiden Ehegatten in ihrer traurigen Lage war ihr Sohn Karl. Der Vater glaubte, sein Sohn werde vielleicht nach Jahren einmal seine Werkstätte übernehmen und die Hoffnungen, die ihm so schnell in Nichts zerronnen, würden dem Sohne bessere Früchte tragen. — Auch sah man wirklich Karl, als er das gehörige Alter erreicht hatte, seinem kränklichen Vater, so viel es in seinen Kräften stand, eifrigst an die Hand gehen, wie es einem gut gerathenen Sohne geziemt, konnte er jedoch einen freien Augenblick finden, so bewährte sich bei ihm das alte und wahre Sprüchwort: „Wo dein Seel ist, ist dein Leib" und er saß dann in einem Dachstübchen des kleinen Hauses seiner Eltern und las eifrig in den alten Büchern, die in einem Kasten sich befanden, der — Gott weiß wie — seinen Weg hieher gefunden hatte.

Sein Vater schüttelte zum öftern den Kopf über diesem Treiben seines Sohnes und dachte, während tiefer Kummer sich auf seinem ehrlichen blassen Angesichte ausdrückte, stundenlang über etwas nach, was ihm sichtbar am Herzen lag. Seine Gattin drang

oft in ihn, ihr mitzutheilen, was die Ursache seiner Sorge sey, aber er schüttelte trübe den Kopf und meinte: „Warte nur noch kurze Zeit, du erfährst es noch frühe genug.“

Diese Zeit kam auch bald. Das Schuljahr war zu Ende und von seinen Mitschülern unter Frohlocken begleitet, trat Karl in das Wohnzimmer der erfreuten Eltern und zeigte ihnen die schönen, schwarz mit gold'nem Schnitte gebundenen Preisebücher, die er, in allen Lehrfächern der Erste, am heutigen Prüfungstage erhalten hatte.

Am Abende dieses Tages sprach, während er den Stuhl näher zu seiner Frau rückte, Meister Reinhard in tiefer Bewegung zu ihr: „Liebes Weib, schon oft fragtest du mich, was mir am Herzen liege; jetzt ist der Augenblick gekommen, es dir zu gestehen. Unser Karl, glaube mir, ist zu etwas anderm bestimmt, als zu einem Tischler. Zwar thut er fleißig und pünktlich alles, was ich ihm in der Werkstätte auftrage, doch weniger aus Freude an dieser Beschäftigung, als aus Pflichtgefühl und kindlicher Liebe gegen mich. Sein einziges Streben ist, so viele Kenntnisse zu erlangen, als dies nur immer möglich, und um diesen Zweck zu erreichen, liest er alle Bücher, deren er habhaft werden kann. Könnten wir unsern Karl studieren lassen, so zweifle ich nicht, daß er es zu einer bedeutenden Stufe im Leben brächte und die Stütze unseres Alters würde. Aber wo das Geld hernehmen, welches unvermeidlich dazu erforderlich ist?“

Die Mutter schwieg lange; endlich entgegnete sie: „Deine Ansicht lieber Mann! überrascht mich

durchaus nicht, denn schon lange dachte ich dasselbe, doch wollte ich es dir nicht sagen, weil ihr Männer immer glaubet, wir Frauen wollten von Eitelkeit verblendet mit unsern Kindern höher hinaus, als es der Stand und die Lebenslage erlaubt. Die niedern Schulen könnte Karl, ohne daß er uns große Kosten machte, wohl besuchen, später müßte er sich eben durch Privatunterricht fortzubringen suchen."

Wenige Wochen nachher besuchte Karl die lateinische Schule und lernte mit solchem Eifer, daß ihm nicht selten die Eltern, für seine Gesundheit besorgt, die Bücher wegnehmen mußten. — Der gute Vater wurde aber immer hinfälliger und gerade zur Zeit, wo Karl der Hülfe seiner Eltern beständig und am meisten bedurfte, konnte Meister Reinhard schon Wochen lang das Zimmer nicht mehr verlassen, viel weniger Hobel und Säge in die Hand nehmen. Seine letzte Arbeit, welche er vollendete, war ein Sarg; da er jedoch, seltsam genug, von den Bestellern nicht abgeholt worden war, so stand dies traurigste aller menschlichen Bedürfnisse noch immer einsam in der Hausflur. Mutter Martha arbeitete sich halb blind, denn ganze Nächte nähte und strickte sie am Krankenlager ihres Mannes beim kärglichen Scheine der Oellampe. — Seitdem ihn ein Arzt versichert hatte, daß ihm nimmer zur Genesung zu verhelfen sey und Arznei höchstens die Schmerzen unbedeutend lindern könne, hatte Meister Reinhard von dieser Seite keine Hilfe mehr gehofft und erwartet. Sein Athem wurde von Tag zu Tag schwerer und als Karl einst in die Stube trat, hatte man, während er in der Schule war, den ge-

liebten Vater mit den heiligen Sterbsakramenten versehen.

Schluchzend und weinend stand seine Mutter neben dem todtbleichen Vater, der sich mühsam erhob und dem Sohne die Hand bot und, durch manchen Seufzer unterbrochen, zu ihm sprach: „Lieber Karl! ich fühle es, die Stunde ist nicht mehr fern, in welcher ich von der Welt abgerufen werde, um vor Gottes Richterstuhle zu erscheinen. Wohl mir! ich sterbe gerne, denn schon Jahre lang war mein Leben ein beständiges Leiden und nur du meine Freude. O mein Sohn! habe Gott stets vor Augen, lebe nach seinen Geboten, strebe stets dahin, die Talente, welche er dir in so reichem Maaße verliehen, auszubilden und so anzuwenden, daß du einst getrost dem ewigen Vater im Himmel Rechenschaft ablegen kannst. — Du gehst einen schwierigen Weg, liebes Kind! ich kann dir nichts hinterlassen, als meinen väterlichen Segen und einen ehrlichen Namen; lebe beiden zur Ehre und vertraue auf Gott! — Und du liebe Martha, habe Dank für deine Liebe, für deine Geduld und unermüdete Aufopferung, die du mir lange Jahre hindurch erwiesen hast. Verzeihe, wenn ich dich je auch nur mit einem Worte beleidigte und kränkte — vertraue auf den Gott der Wittwen und Waisen, er wird dich und dein Kind nicht verlassen."

Er schwieg, laut weinten die beiden Aermsten, die den Gatten und den Vater verlieren sollten. O dies war eine lange Nacht, deren Schmerz und deren Schrecken nur derjenige zu würdigen weiß, der je an einem Sterbebette stand. Als am Morgen der englische Gruß geläutet ward, verschied Meister Reinhard.

In dem Sarge, den er zuletzt verfertigt hatte, wurde der gute Mann begraben. Sanft ruhe seine Asche.

Nie vergaß Karl des sterbenden Vaters letzte Worte. Das Haus seiner Eltern wurde verkauft, nur ein kleines Kapital blieb nach der Bezahlung einiger Schulden noch übrig. Mutter Martha legte dieses an einem sichern Orte an und bezog mit ihrem Sohne in der Nähe des Gymnasiums, in dem er seinen Studien oblag, ein kleines Dachstübchen. So lebten sie unter mannigfaltigen Entbehrungen und in beständiger Noth mehrere Jahre beisammen. Da nahte der Zeitpunkt, an welchem sich Karl für einen künftigen Beruf entscheiden sollte. Niedergeschlagen ging der gute Sohn umher und auch die Mutter getraute sich kaum, mit ihm über diesen Punkt zu sprechen. Gerne hätte sie es gesehen, ja der Wunsch ihres Herzens wäre auf die freudigste Weise erfüllt worden, wenn sich Karl dem geistlichen Stande gewidmet hätte. Sie dachte sich den Beruf eines Geistlichen herrlich, die ganze Heiligkeit des geistlichen Amtes stand vor ihrer Seele. Ihr Herz bebte vor Vergnügen, wenn sie dachte, wie ihr Sohn ein liebender, tröstender, hilfreicher Freund der Armen und Bedrängten, ein Vater der Waisen und Verlassenen, ein Spender des Lichts und des Heils in allen Seelen werden würde, und sie kannte ja ihren Karl, dem kein Tag vorbeigehen sollte, an dem er nicht eine Seele erquickte, ein Herz erfreute.

Wie sie an einem Abende so dachte, der Regen schlug prasselnd an die kleinen Fenster des Kämmerleins, ertönte ein leichter Schritt auf der Treppe,

die Thüre öffnete sich und nachdem der Eintretende die Regentropfen von seinem Hute gewischt, grüßte er die gute Alte mit dem traulichen Gruße: „Guten Abend liebe Mutter!“ Es war Karl, der so eben von einer Musikstunde zurückkam, die er den Kindern eines reichen Kaufmanns gab. Die Mutter hatte sich schnell erhoben und war bald emsig beschäftigt, ihm den dünnen Mantel ausziehen zu helfen, ihm die Pantoffel zu bringen, und legte endlich, als Karl an dem Tische bequem saß, sein Abendbrod vor ihn hin, welches wirklich ein Abendbrod im eigentlichen Sinne war, nämlich ein Stück trockenes Brod, welches sich unser genügsame Studiosus auch bald trefflich schmecken ließ.

Nach einer langen Pause begann endlich Karl: „Ich weiß liebe Mutter, welcher Stand dir am liebsten wäre, wenn ich ihn wählen würde. Du möchtest am liebsten einen Geistlichen aus mir machen, das würde die Freude deiner alten Tage seyn. Aber leider, liebe Mutter! mit schwerem Herzen sage ich es dir: Ich fühle keinen Beruf hiezu in mir. Mein ganzes Streben ist auf die Arzneikunde gerichtet; das Tiefsinnige dieser Wissenschaft, die unzähligen Gelegenheiten, der leidenden Menschheit zu helfen, hat mein ganzes Herz eingenommen und gerne will ich alle Noth ertragen, wenn nur mein Vorhaben, Medizin zu studiren, erfüllt wird.“

Die Mutter schwieg, preßte schmerzhaft die Hand auf die Brust und sah gegen Himmel, während ihre Lippen wie betend sich krampfhaft bewegten. Endlich sagte sie stille vor sich hin: „Es kommt von oben! Herr dein Wille geschehe, nicht der meinige!“

Freudig drückte Karl die Hand der Mutter und erzählte ihr hastig, wie der Kaufmann, dessen Kinder er unterrichte, ihm heute eine Unterstützung bewilliget und ihm auch sein Professor Hoffnung zur Erlangung eines für Studierende der Medizin bestimmten und eben vakanten Stipendiums gegeben und seine thätige Mitwirkung hiezu zugesagt habe.

Als das nächste Studienjahr begann, wurde Karl Reinhard unter die Kandidaten der Medizin eingeschrieben und wenige Jahre vergingen, so machte er sein Examen und hielt seine Vorlesung um Erlangung der Doktorwürde, welche ihm auch ertheilt und zugleich die praktische Ausübung der Arzneikunde erlaubt wurde.

Wohl läßt sich dieses Alles recht gut hören, aber ach, welche Opfer gehörten dazu, bis er es so weit brachte! Das kleine Kapital aus dem Erlöse des väterlichen Wohnhauses war längst verzehrt, ein einziges Bett war noch sein Besitzthum, auf dem seine gute Mutter lag; Alles andere war verkauft, sogar seine Bücher waren zum Tröbler gewandelt, um nur die täglichen Bedürfnisse, um nur die Kosten der letzten Tage bestreiten zu können, welche nun alle seine jahrelangen Studien krönen sollten.

In einer solchen Lage sieht man sich gerne um einen helfenden und rathenden Freund um. Auch Karl erging es so, und wohl ihm, er hatte den Freund gefunden, den er suchte. Aber leider war derselbe fast eben so arm, als er selber. Gleich neben dem Dachstübchen, das Mutter und Sohn bewohnten, lag ein ähnliches, in welchem ein junger, geschickter Porträtmaler arbeitete.

Zwar fehlte es ihm nicht an Arbeit, wohl aber an Empfehlungen bei Standespersonen u. dgl., die allein seine Arbeiten gehörig bezahlen könnten. Im gegenwärtigen Momente war er gerade bei Kassa und streckte unserm Karl großmüthig deren ganzen Inhalt unter einer einzigen Bedingung vor, nämlich daß unser junger Arzt die eben leerstehende Wohnung des zweiten Stockwerkes beziehen und sich einigermaßen glänzend einrichten sollte, indem er nicht mit Unrecht bemerkte, daß das Publikum zu einem in einer Mansarde wohnenden Arzte nicht viel Zutrauen haben dürfte, da die Welt ja meist nur nach dem Scheine urtheilt.

Karl befolgte diesen Rath, er bekam auch in Bälde Patienten, denn niemals fehlte es in Wien, so wie in der ganzen Welt, an Kranken, nur hatten leider diejenigen, welche zu ihm ihre Zuflucht nahmen, kein Vermögen und waren nicht im Stande, ihn für seine Dienste gehörig zu belohnen. Er verlor allen Muth und saß trostlos neben seiner Mutter und dachte über seine Zukunft nach. Er hatte heute alle Mittel erschöpft, die ihm sein genialer Freund, der Maler, angegeben; er hatte sich selbst vom Nachtwächter die Häuser bezeichnen lassen, in welchen Kranke wohnten und dort seine Adresse abgegeben. — Er war der Verzweiflung nahe und drückte schmerzlich bewegt die Hand seiner Mutter, als diese nach dem Himmel zeigte und muthig, als wolle sie ihn ermuntern, sprach: „Es kommt von Oben!"

„Schon viele Jahre lang vernehme ich diese wenigen Worte aus deinem Munde liebe Mutter!" sprach

Karl, „ohne daß ich weiß, wie du zu diesem Sprüchlein gekommen bist, — willst du es mir nicht erzählen?“

„Gerne lieber Sohn,“ entgegnete die Mutter und begann: „In den ersten Jahren meiner Ehe mit deinem Vater kam oft ein armer Knabe vor unsere Thür, den man in der ganzen Vorstadt unter dem Namen des „kleinen Jakob“ kannte. Er hatte keine Eltern mehr und mußte sein Brod vor den Thüren betteln. Er konnte auch sehr schön singen, und weil er bescheiden war und nicht so zudringlich, wie die gewöhnlichen Bettler, ging er selten, ohne etwas erhalten zu haben, von den Thüren der Leute. Er führte immer das Sprüchlein im Munde, das ich ihm abgelernt habe: Es kommt von oben! Sein Vater hatte ihm nämlich auf dem Sterbebett gesagt: „Was dir auch in der Welt begegnet, denk nur, es kommt von oben; dann wird's dir leicht werden, auch das Schlimmste zu ertragen.“ Das hatte sich der kleine Jakob gemerkt, und damit er es nicht vergessen konnte, hat er immer so laut vor sich hingesagt, daß es Jedermann hören konnte: Es kommt von oben.“

„Klopfte er an einem Fenster oder an eine Thüre und es hieß drinnen: Wer da? so sang er immer:

Dem kleinen Jakob eine Gabe!
Auf Erden hat er keine Habe.
Er gehet ohne Strümpf und Schuh
Auf seine Heimath droben zu.

Dann wußte man schon, wer draußen sey, und brachte ihm etwas an das Fenster oder an die Thür.

Für jedes Almosen aber dankte er mit den Worten: „Ich danke, es kommt von oben.“ Als der kleine Jakob größer wurde, fing er an darüber nachzudenken, was das Wort bedeute: „Es kommt von oben.“ Und weil er verständig war, so sah er bald ein, die Sünde könne nicht von Gott kommen, aber alles Gute müsse von Gott kommen. Und es ist ihm gut gegangen mit seinem Glauben. Denn, als er einmal durch die Stadt ging, da kam ein heftiger Wind und es fiel ein Ziegel vom Dache und streifte ihm dermassen die Schulter, daß er zu Boden fiel. Als er sich wieder erhoben hatte, war sein erstes Wort: „Es kommt von oben.“ Die Leute lachten ihn aus, und meinten, er sey nicht recht gescheidt; denn es sey ja ganz natürlich, daß die Ziegel von oben herabfielen und nicht aus dem Boden heraus. Aber sie verstanden es nicht recht, wie er es meinte, denn siehe, eine einzige Minute später riß derselbe Sturmwind in derselben Straße ein ganzes Dach ein, welches bei seinem Niederfallen drei Menschen auf der Straße tödtete. Wäre Jakob fortgegangen, so wäre er gerade in dem Augenblick, wo das Dach einfiel, an diese Stelle gekommen und wäre erschlagen worden. Es kam also wirklich von oben, daß der Ziegel auf ihn fiel; aber nicht blos vom Dach, sondern noch höher, vom Himmel herab.

„Ein andersmal sollte er einem vornehmen Herrn einen Brief nach einem Landhause tragen, und es wurde ihm die größte Eile anbefohlen. Unterwegs sah er sich genöthigt, über einen Wassergraben zu springen; aber der Graben war zu breit, und der kleine Jakob fiel hinein und wäre bald ertrunken. Der Brief fiel

ihm aus der Tasche und er konnte ihn nicht mehr finden. Als aber der Jakob wieder auf den Füßen stand, sagte er nur: Es kommt von oben. Er kehrte zurück und erzählte dem vornehmen Herrn sein Unglück. Dieser wurde aber fürchterlich zornig, ergriff eine Hundspeitsche und jagte den Jakob mit derben Streichen aus dem Hause. Als Jakob auf der Gasse war, sagte er nur: Es kommt von oben. Am andern Tag ließ ihn der vornehme Herr wieder zu sich kommen und schenkte ihm zwei nagelneue Kaiserdukaten mit den Worten: Diese gehören dir, weil du in das Wasser gefallen und den Brief verloren hast, denn wenn derselbe richtig an seinen Bestimmungsort gekommen wäre, würde ich höchst unglücklich geworden seyn.

„Ich könnte noch vieles von ihm erzählen, doch es scheint, dich langweilt die Sache, und ich will daher schließen. Als Jakob ein Mann geworden war, kam ein reicher Engländer, welcher von ihm hörte, und er ließ ihn rufen, um ihm einen Auftrag zu geben.

„Da er in die Stube trat, fragte ihn der Engländer: Was meinst du, warum und zu welchem Zweck ich dich rufen ließ? Jakob entgegnete: Es kommt von oben! Das gefiel dem reichen Engländer, er besann sich einen kurzen Augenblick und sagte dann: Du sollst Recht haben, ich will dich zum Bedienten behalten und du sollst es gut bei mir haben. Willst du? — Es kommt von oben, entgegnete Jakob, warum soll ich es nicht annehmen? — Und er zog mit dem Engländer fort, und leid that es mir und deinem Vater, daß er nicht mehr zu uns kam. Vor einigen Jahren habe ich gehört,

daß der reiche Engländer dem Jakob eine große Summe Geldes im Testamente vermacht habe. Ich habe mir sein Sprüchlein angewöhnt, und glaube noch immer, daß auch in dieser gegenwärtigen Noth mich der da oben nicht verlassen wird."

Die Mutter schwieg, Karl war tief ergriffen und sein Herz so schmerzlich bewegt, daß er nach Hut und Stock griff, der Mutter versprach, bald wieder zu kommen und in's Freie ging. — Es war ein schöner Abend und lebhaft war es in den Strassen des schönen Wiens, doch achtete Karl wenig auf die Lustwandelnden. Es kommt von oben, sprach er vor sich hin; von oben, woher alles Glück des Menschen kommt, kommt auch meine gegenwärtige Noth; ich will auf Gott vertrauen, möge er sich meiner erbarmen, nicht um meinet: — ach nur um meiner Mutter willen.

Er war unter diesem Selbstgespräche an den Platz gekommen, auf welchem das uralte Münster, die von dem Herzoge Jasomirgott erbaute Stephanskirche, sich mit ihrem hohen gothischen Thurme erhob. Die Pforte stand noch offen und Karl trat in die weiten Hallen, kniete nieder und schüttete sein Herz mit allen Sorgen und aller Noth in einem inbrünstigen Gebete vor Gott aus. Lange kniete er in stille Andacht versunken in der einsamen Kirche und erst, als der Kirchendiener kam und ihm bedeutete, daß nun die Pforten geschlossen würden, entfernte er sich.

Sein Herz war neu gestärkt, sein ganzes Dasein neu belebt; das Bewußtseyn, seine Studienjahre auf die beste Weise benützt zu haben, erfüllte ihn,

und in dem Augenblick hatte er nur einen Wunsch, und dieser war, mit Hilfe der erworbenen Kenntnisse einem Menschen zu helfen, der dieser Hilfe benöthigt wäre.

Er schickte sich zum Heimwege an, denn es war spät geworden und die Laternen wurden eben angezündet. Er war aber noch nicht weit gegangen, als er Jemand weinen hörte, und als er sich umsah, einen Knaben erblickte, der an einem Hause lehnte und bittere Thränen vergoß: „Weine nicht lieber Knabe!" sprach Karl, „was fehlt dir denn?" — Doch anstatt eine Antwort zu geben, jammerte der Junge noch heftiger, bis endlich sein Schluchzen verstummte und er erzählte, daß in dem Hause, vor welchem sich beide befanden, eine reiche Gräfin wohne, welche seinem Vater, der ein ehemaliger Diener ihres Mannes sey, gewöhnlich eine Unterstützung reiche; seit mehreren Tagen sey sie jedoch verreißt und sein Vater leide den fürchterlichsten Mangel.

„Komm, führe mich zu ihm!" sagte Karl, und der Knabe führte ihn durch manche Straßen in ein kleines Gäßchen, viele Treppen hinauf, bei deren Anblick sich Karl an das Dachstübchen erinnerte, in welchem er seine Studienjahre verlebt. Endlich traten sie in eine finstere Stube und eine schwache Stimme rief: „Kommst du endlich lieber Junge und bringst du mir Brod? Doch ich glaube, du hast noch Jemand bei dir; ich will Licht machen." Bald erhellte das Stümpchen eines Lichtes die ärmliche Wohnung und Karl erblickte auf einem Strohlager einen alten Mann liegend, der das Licht auf den wacklichen Stuhl neben sich gestellt hatte, und nun

aufstand und verlegen einige Worte zu dem unerwarteten Besuche stammeln wollte.

Karl unterbrach ihn, indem er ihm die Umstände erzählte, in denen er den Knaben, der wieder heftig weinte, gefunden. Der Alte schlug erschüttert die Hände zusammen und eröffnete dem jungen Arzte, wie die Unterstützung jener Gräfin seine einzige Nahrungsquelle wäre, er schon seit zwei Tagen nichts gegessen habe und jetzt gänzlich verlassen sey. Die vornehme Frau entschuldigte er, indem er gutmüthig meinte, solche Leute glaubten, die Armen lebten gerade so in den Tag hinein, wie sie selbst, und zudem könne man nicht wissen, über welchen wichtigen Geschäften der alte Diener vergessen worden sey.

Karl zog seine Börse, sie enthielt nur Weniges, doch wer selbst Armuth erlitten und leidet, ist für fremde Noth empfänglicher, als der Reiche; er gab dem Knaben einiges Geld und frohlockend sprang derselbe fort, um Brod zu kaufen. Erst spät entfernte sich Karl, der in dem Armen einen eben so frommen als rechtschaffenen Mann entdeckt hatte, nachdem er versprochen hatte, andern Tages wieder zu kommen.

Wider Erwarten hatte er Geschäfte und konnte sein Versprechen nicht halten; endlich am dritten Tage begab er sich wieder zu dem alten Bedienten. Die Gräfin war angekommen und hatte ihm seine Unterstützung gesendet und sein Erstes war, daß er unserm Karl das ausgelegte Geld wieder zurückgab, welches derselbe, wenn er den guten Alten nicht beleidigen wollte, auch annehmen mußte. — Karl hatte schon bei seinem ersten Besuche bemerkt, daß der Knabe des Alten

bedeutend hinke; er untersuchte den Fuß und fragte den Jungen, ob er wohl gesonnen sey, mit festem Muthe einigen Schmerz zu ertragen, wenn er dann den freien Gebrauch seiner Füße erhielte. Muthig schaute der Knabe dem Fragenden in das Gesicht und meinte, den größten Schmerz wolle er erdulden, gebe es doch dann für ihn die Aussicht, einst ein Soldat in des Kaisers Heer zu werden, wie sein Vater, der im Türkenkriege geblieben.

Karl verabschiedete sich schneller, als der kopfschüttelnde Alte begreifen konnte. Lange ging er in seinem Wohnzimmer auf und ab, und begab sich dann zu seinem Freunde dem Maler. „Adolph!" redete er ihn an, „ich glaube, ein Meisterstück machen zu können; freilich gibt's nur Gotteslohn dabei zu verdienen, einen Lahmen gerade zu machen, aber leider fehlt es mir an der nöthigen Baarschaft, — kannst du helfen?"

Der Maler bedachte sich und meinte, Karl sollte den andern Tag anfragen. Er besaß nichts mehr, als ein sehr schönes ächtes Gemälde vom altdeutschen Maler Lukas Cranach, — er nahm es, und trug es zu einem Gemäldehändler, der ihm das Bild weit unter dem wahren Werthe abkaufte. Als Karl am andern Tage kam, drückte ihm der Maler eine Geldrolle in die Hand und flüsterte: „Dies ist Alles, — was meine Freundschaft geben kann, es muß jedoch Gottessegen auf dem Gelde seyn, das auf solche Art verwendet werden soll, wie du es im Sinne hast, — darum Glück auf!"

Der Knabe wurde nun in die Wohnung des jungen Arztes gebracht und hier einer sorgfältigen,

auf die gründlichsten Studien gebauten Behandlungsweise unterworfen. Während dieser Vorbereitung arbeitete Karl in der Wohnung eines benachbarten Tischlers und sägte, nagelte und bohrte rastlos, wobei ihm die aus seiner Jugend herrührenden Fertigkeiten sehr zu statten kamen. Er brachte auf diese Weise eine auf das kunstreichste zusammengefügte Maschine zu Stande, welche er, nachdem sie von einem Sattler mit dem nöthigen Riemwerk und Auspolsterungen versehen war, in seine Wohnung brachte.

Nachdem Karl den Muskel zerschnitten, den er für die Ursache jener Lähmung hielt, wurde der Knabe in die Maschine gebracht und befestigt. Nachdem Wochen vergangen waren, weinte der Alte Freudenthränen über seinen Enkel, der vorsichtig auftretend aber vollkommen gerade gehend in seine Dachstube trat. „Wie kann ich's Ihnen, edler Menschenfreund vergelten, sprach er zu Karl, dem vor Freude das Herz zitterte, „was sie an diesem Armen gethan! Doch Tag und Nacht will ich zu Gott bitten, daß er das Füllhorn jeglichen Segens auf Sie hernieder schütte."

Ein solcher Moment, fühlte Karl, wiege Jahre der Noth, Jahre der Sorge und der Entbehrungen auf. Sein Muth und seine Hoffnungen wuchsen auf's Neue. Er glaubte nicht anders, als daß diese höchst gelungene, noch von Niemanden versuchte Operation das Zutrauen des Publikums auf ihn lenken und es ihm bald besser gehen würde.

Aber er hatte sich getäuscht. Zwar sprach man viel von dieser Kur; als aber ein alter Arzt, ein mißgünstiger Mann, der jedes aufkeimende Talent mit fin-

sterer Scheelsucht betrachtete, äußerte, dem Arzte, der ein so gewagtes Spiel mit den Menschen treibe, verdiene die Hand abgehauen zu werden, kehrte sich Alles von Karl ab und er sah sich überall verlassen. Nur zwei Menschen hielten bei ihm aus, die Mutter und der Freund, und erstere sprach noch immer: „Es kommt von oben!“

Eines Tages saß Karl in trübe Betrachtungen versunken in seinem Zimmer. Eben hatte er den Entschluß gefaßt, in's Militär zu treten, wenn es ihm nur auf irgend eine Art gelänge, für seine Mutter zu sorgen, als er plötzlich durch die Straße einen Wagen rasseln hörte, der vor dem Hause, welches er bewohnte, hielt. Wenig achtete Karl darauf, bis sich die Thüre öffnete und ein Diener in reich gestickter Livrée eintrat, und ihn in den höflichsten Ausdrücken in das Haus einer bekannten fürstlichen Familie beschied. Erstaunt schlug Mutter Martha die Hände zusammen, denn trotz ihres Gottvertrauens und ihres Sprüchleins hatte sie fast geglaubt, ihr Sohn werde es zeitlebens zu nichts bringen.

Hastig warf sich Karl in seine schönsten Kleider, ach, die Auswahl war nicht schwer, es war nur der alte schwarze Frack, in dem er seine Doktorprüfung bestanden, und fuhr in dem prachtvollen Wagen ab. Der wackere Freund Maler war nicht zu Hause, begegnete jedoch dem Dahinrollenden mitten auf der Straße und machte eine solche Grimmasse des Erstaunens, daß noch nach Jahr und Tag die beiden Freunde an der Erinnerung viel Spaß hatten.

Vor einem herrlichen Palaste hielt endlich der Wagen. Doch Todesstille herrschte in den weiten

Prunkgemächern. Erwartete doch, von den geschicktesten Aerzten aufgegeben, die einzige Tochter des Fürsten v. C. . . den Tod. Trostlos saß der Vater zu den Füßen des Krankenbettes, während die Fürstin auf den Knieen lag und den jungen Arzt beschwor, das flüchtige Leben der geliebten Tochter zu fesseln. Karl griff ruhig nach dem Pulse, untersuchte die Arzneimittel und schlug endlich ein Dampfbad vor. Willig folgte man seinen Anordnungen, um so mehr, als sie von jenen der andern Aerzte gänzlich verschieden waren. Drei Tage und drei Nächte verließ der junge Arzt das Krankenzimmer nicht, und als er es endlich verließ, geschah es mit dem Ausrufe: „Gott sey Lob, Sie ist gerettet!"

Und so war es auch. Aber, werdet ihr fragen, wie kam Karl in den Palast? Eben jener Arzt, welcher so verächtlich und hämisch über ihn abgesprochen, hatte die Kranke mit mehreren andern behandelt und da im Anfange die Krankheit unbedeutend schien, sein System prahlerisch vertheidigt und dabei des jungen Ignoranten Karl Reinhard erwähnt, der eigene Wege gehen wolle. — Aber als seine alten Wege das holde Fräulein fast in das Grab geführt, dachten die fürstlichen Eltern an den jungen Mann, und ließen ihn — der Verzweifelte greift ja nach einem Strohhalm — rufen.

Karl Reinhard's Glück war nun gemacht. Der Fürst ernannte ihn mit glänzender Besoldung zu seinem Leibarzte und Mutter Martha erlebte noch fröhliche Tage und hatte noch oft Gelegenheit ihr Leibsprüchlein: „Es kommt Alles von oben," zu wiederholen.

Es war unserm Karl nicht entgangen, welches Opfer ihm der Freund gebracht hatte, um ihm zu helfen. Er ruhte nicht eher, und forschte so lange bei allen Gemäldehändlern der Stadt, bis es ihm gelang, das alte Bild des Lukas Cranach wieder zu finden und an sich zu kaufen, um es dem Freunde in einer prachtvollen Goldrahme zurückzustellen. Aber dabei blieb er nicht. Er erzählte die Geschichte der Aufopferung seines Freundes überall, empfahl dessen wirklich große Kunstfertigkeit, so daß dieser nicht nur viele Aufträge bekam, sondern endlich auch eine sehr lohnende Anstellung als Inspektor einer Gemäldegalerie fand.

Seht ihr, liebe Kinder! wohin Anstrengung, persönlicher Fleiß und Gottvertrauen führt. Doch heute habe ich Euch etwas Langes erzählt und ich bin müde, — lebt nun wohl und gute Nacht!

Drittes Kapitel.

Ein Mährchen.

Als an einem der nächsten Abende die Familie Seehofen wieder in dem Zimmer des Großvaters versammelt war, zupfte der kleine Klaus, der des Großvaters Liebling war, denselben bedeutsam am Rocke. Und der Großvater sprach: Sey ruhig lieber Junge, ich halte mein Versprechen; denkt nur, der kleine Klaus hat auch eine Geschichte gehört und will sie erzählen, — sag an kleiner Bursche, wie heißt sie?

Und der Knabe sprach:

Der kleine Klaus und der große Klaus; doch lacht nicht, denn ich rede nicht von mir und vom Großvater, wie ihr bald hören werdet, jetzt merkt aber auf, sonst hört ihr nicht, was ich euch erzähle.

In einem Dorfe wohnten zwei Bauern, der eine besaß vier Pferde und der andere nur ein einziges, und weil sie beide Klaus hießen, so hieß man den einen mit vier Pferden den großen und den anderen den kleinen Klaus. — Die ganze Woche hindurch mußte der kleine Klaus für den großen Klaus pflügen und ihm sein einziges Pferd leihen; dann half ihm der große Klaus wieder mit seinen vieren, aber nur einmal wöchentlich, und das war des Sonntags. Hussa! wie klatschte der kleine Klaus mit der Peitsche über die fünf Pferde hin. Die Sonne schien so herrlich und alle Glocken im Kirchthurme läuteten, die Leute gingen alle geputzt zur Messe in die Kirche und sie sahen den kleinen Klaus und er war so vergnügt, daß er wieder mit der Peitsche klaschte und rief: „Hü, alle meine Pferde!"

„So mußt du nicht sprechen," sagte der große Klaus, „dir gehört ja nur ein einziges Pferd. Aber als wieder Jemand vorbeiging, vergaß es der kleine Klaus und er rief wieder: „hü, alle meine Pferde!"

„Ja, nun muß ich dich ersuchen, es bleiben zu lassen!" sagte der große Klaus, „denn sagst du es noch einmal, so schlage ich dein Pferd vor den Kopf, daß es auf der Stelle todt ist, dann ist es mit ihm aus!"

„Ich will es wahrlich nicht mehr sagen!" sagte der kleine Klaus, aber als wieder Leute vorbeikamen, und ihm einen guten Tag wünschten, wurde er so erfreut, und dachte, es sehe doch recht gut aus, daß er fünf Pferde habe, sein Feld zu pflügen, und er klatschte mit der Peitsche und rief: „Hü, alle meine Pferde!"

„Wart' du, ich will deine Pferde hüen!" sagte der große Klaus, und nahm den Pflughammer und schlug des kleinen Klaus einziges Pferd vor den Kopf, daß es sogleich umfiel und todt war.

„Ach, nun habe ich gar kein Pferd mehr!" sagte der kleine Klaus traurig, und fing an zu weinen. Später zog er dem Pferde die Haut ab und ließ sie gut im Winde trocknen, steckte sie dann in einen Sack, den er auf der Schulter trug, und ging nach der Stadt, um seine Pferdehaut zu verkaufen.

Er hatte einen sehr weiten Weg zu gehen, mußte durch einen großen dunkeln Wald, und nun brach gewaltig schlechtes Wetter ein; er verirrte sich gänzlich und ehe er wieder auf den rechten Weg kam, war es Abend und allzuweit, um zur Stadt oder wieder nach Hause zu gelangen, bevor es Nacht wurde. Dicht am Wege lag ein großer Bauernhof, die Fensterladen waren draußen vor den Fenstern geschlossen, aber man sah doch das Licht durchscheinen. Da werde ich wohl die Erlaubniß erhalten können, über Nacht zu bleiben, dachte der kleine Klaus und ging und klopfte an.

Die Bauersfrau machte auf, aber als sie hörte, was er wolle, sagte sie, er möge seiner Wege gehen, ihr Mann sey nicht zu Hause und sie nehme keinen

Fremden auf. „Nun so muß ich im Freien liegen bleiben,“ sagte der kleine Klaus, und die Bauernfrau schlug ihm die Thüre vor der Nase zu. — Dicht neben dem Hause war ein kleiner Schoppen mit einem flachen Strohdache. „Da oben kann ich liegen,“ sagte der kleine Klaus, „das ist ein herrliches Bett. Der Storch fliegt wohl nicht herunter und beißt mich in das Bein;“ denn es stand ein lebendiger Storch oben auf dem Dache, wo er sein Nest hatte.

Nun kroch der kleine Klaus oben auf den Schuppen hinauf, wo er lag und sich drehte, um sich's recht bequem zu machen. Die hölzernen Laden vor den Fenstern schlossen oben nicht zu, und so konnte er gerade in die Stube hineinsehen.

Da war ein großer Tisch gedeckt mit Wein und Braten und ein herrlicher Fisch darauf, die Bauernfrau und der Barbier vom nahen Dorfe saßen zu Tische und sonst Niemand anders; sie schenkte ihm ein und er gabelte in den Fisch, denn das war sein Leibgericht. — Wer doch etwas davon bekommen könnte, dachte der kleine Klaus, und streckte den Kopf gerade gegen das Fenster, Gott, welchen herrlichen Kuchen sah er drinnen stehen! Ja das wäre ein Fest!

Nun hörte er Jemand von der Landstraße her gegen das Haus geritten kommen, das war der Mann der Bauersfrau, der nach Hause kam. Er war ein sehr guter Mann, aber er hatte die wunderliche Eigenheit, daß er den Anblick eines Barbiers nicht ertragen konnte; kam ihm ein solcher vor die Augen, so wurde er ganz rasend. Deshalb war es auch, daß der Barbier zu seiner Frau hineingegangen

war, um ihr guten Tag zu sagen, weil er wußte, daß der Mann nicht zu Hause sey, und deshalb setzte ihm die Frau das gute Essen vor; als sie aber nun den Mann kommen hörten, erschracken sie, und die Frau bat den Barbier, in eine große leere Kiste hineinzukriechen; das that er, denn er wußte sehr wohl, daß der arme Mann den Anblick eines Barbiers nicht ertragen konnte. Die Frau versteckte geschwind all' das herrliche Essen in den Backofen, denn hätte der Mann das zu sehen bekommen, so hätte er sicher gefragt, was das zu bedeuten habe.

„O weh!" seufzte der kleine Klaus, als er all' das Essen verschwinden sah. „Ist Jemand dort oben?" fragte der Bauer und sah nach dem kleinen Klaus hinauf. „Weßhalb liegst du dort? komme lieber mit in die Stube." Nun erzählte der kleine Klaus, wie er sich verirrt habe, und bat, daß er die Nacht über bleiben dürfe. Dies erlaubte der Bauer gerne uud seine Frau empfing sie beide sehr freundlich, deckte einen langen Tisch und gab ihnen eine große Schüssel voll Gerstenmuß. Der Bauer war hungrig und aß mit großem Appetit, aber der kleine Klaus konnte es nicht unterlassen, an den herrlichen Braten, Fisch und Kuchen im Backofen zu denken.

Unter den Tisch zu seinen Füßen hatte er den Sack mit der Pferdehaut gelegt, denn wir wissen ja, daß er ihrethalben ausgegangen war, um sie in der Stadt zu verkaufen. Das Gerstenmuß wollte ihm nicht schmecken und da trat er auf den Sack, und die trockene Haut im Sacke knarrte ganz laut.

„St!" sagte der kleine Klaus zu seinem Sack, trat aber zu gleicher Zeit wieder darauf, da knarrte es weit lauter als zuvor.

„Ei, was hast du in deinem Sacke?" fragte der Bauer. „O es ist ein Zauberer!" sagte Klaus, „er ermahnt uns kein Muß mehr zu essen, denn er habe den ganzen Backofen voll von Braten, Fische und Kuchen gehert."

„Potztausend!" sagte der Bauer und machte schnell den Ofen auf, wo er alle die prächtigen leckeren Speisen erblickte, welche die Frau dort verborgen hatte, aber die, wie er nun glaubte, der Zauberer im Sacke für sie hin gehert habe. Die Frau durfte nichts sagen, sondern setzte sogleich die Speisen auf den Tisch und so aßen beide vom Fische, vom Braten und vom Kuchen. Nun trat der kleine Klaus wieder auf seinen Sack, daß die Haut knarrte.

„Was sagt er jetzt?" fragte der Bauer.

„Er sagt," erwiderte der kleine Klaus, „daß er auch drei Flaschen Wein für uns hergezaubert habe, sie stehen dort in der Ecke beim Ofen!" Nun mußte die Frau den Wein hervorholen, den sie verborgen hatte, und der Bauer trank und wurde ganz lustig. Einen solchen Zauberer, wie der kleine Klaus im Sacke hatte, hätte er doch auch gerne gehabt.

„Kann er auch den Teufel hervörheren?" fragte der Bauer, „ich möchte ihn wohl sehen, denn nun bin ich lustig!"

„Ja sagte der kleine Klaus, mein Zauberer kann Alles, was ich verlangen mag. Nicht wahr?" fragte er und trat auf den Sack, daß er knarrte. „Hörst du? er sagt ja, aber der Teufel sieht häßlich

aus, wir wollen ihn lieber nicht sehen!" „O mir ist gar nicht bange, wie mag er wohl aussehen?"

„Ja er wird sich ganz leibhaft, wie ein Barbier zeigen!"

„Hu!" sagte der Bauer, „daß ist häßlich! Ihr müßt wissen, ich kann den Anblick eines Barbiers nicht vertragen. Aber es thut nichts, ich weiß ja, daß es der Teufel ist! Nun habe ich Muth! allein er muß mir nicht zu nahe kommen."

„Nun werde ich meinen Zauberer fragen," sagte der kleine Klaus, trat auf den Sack und that, als horche er auf Antwort.

„Was sagt er?"

„Er sagt, ihr sollt hingehen und die Kiste aufmachen, die dort in der Ecke steht, so werdet ihr den Teufel sehen, wie er darin kauert, aber ihr müßt den Deckel halten, daß er nicht entwischt." — „Wollt ihr mir nicht helfen, ihn zu halten?" bat der Bauer und ging zu der Kiste hin, wo die Frau den Barbier verborgen hatte, der darin saß und sich sehr fürchtete.

Der Bauer öffnete den Deckel ein wenig und sah unter denselben hinein: „Hu!" schrie er und sprang zurück. „Ja, nun habe ich ihn gesehen, er sieht ganz aus, wie der Barbier; nein das ist erschrecklich!"

Darauf tranken die beiden noch tief in die Nacht hinein. „Den Zauberer mußt du mir verkaufen," sagte der Bauer, „verlange dafür Alles, was du willst, — ja ich gebe dir gleich einen ganzen Scheffel Geld!" — „Nein, das kann ich nicht," sagte der kleine Klaus, „bedenke doch, wie vielen Nutzen kann ich nicht von diesem Zauberer haben!"

— „Ach, ich möchte ihn so gerne haben,“ meinte der Bauer, und fuhr fort zu bitten.

„Ja,“ sagte der kleine Klaus zuletzt, „da du so gut gewesen bist, mir diese Nacht Obdach zu gewähren, so mag es darum seyn, du sollst den Zauberer für einen Scheffel Geld haben, aber ich will den Scheffel gehäuft voll haben.“ — „Das sollst du bekommen,“ sagte der Bauer, „aber die Kiste dort mußt du mit dir nehmen, ich mag selbe keine Stunde mehr im Hause behalten, man kann nicht wissen, der Teufel sitzt drin.“ — Der kleine Klaus gab dem Bauer nun seinen Sack mit der Haut und bekam einen ganzen Scheffel Geld dafür. Der Bauer schenkte ihm sogar noch einen Karren, um sein Geld und die Kiste darauf fort zu fahren.

Als Klaus an eine Brücke kam, sagte er ganz laut: „Was soll ich mit der schweren Kiste machen, ich will sie in den Fluß werfen, schwimmt sie zu mir nach Haus, ist's gut, wo nicht, hat es auch nichts zu sagen.“ Nun faßte er die Kiste mit der Hand, aber der Barbier schrie: „Laß mich heraus, ich will dir gerne einen Scheffel Geld geben.“

„Ja, das ist was anders,“ sagte nun Klaus und machte die Kiste auf. Der Barbier kroch heraus, stieß die Kiste in das Wasser und ging nach seinem Hause, wo der kleine Klaus einen ganzen Scheffel Geld bekam, und nun hatte er den ganzen Karren voll.

„Nun das Pferd ist gut bezahlt,“ sagte er, als er nach Hause kam, und sandte einen Knaben zu dem großen Klaus, um sich von demselben ein Scheffelmaß zu leihen. „Was mag er wohl damit messen?“

dachte selber und schmierte Unschlitt auf den Boden des Maßes, und als er es zurück erhielt, hingen drei neue Zwanziger daran.

Sogleich lief er zu dem kleinen Klaus und schrie: „Woher hast du das viele Geld bekommen?“ — „O das ist für meine Pferdehaut, ich verkaufte sie gestern Abend!“

„Das war gut bezahlt!“ sagte der große Klaus, lief geschwind nach Hause, nahm eine Axt und schlug alle seine vier Pferde todt, zog ihnen die Häute ab, und fuhr mit diesen zur Stadt. — „Häute, Häute, wer will Häute kaufen?“ rief er durch die Straßen. Alle Schuhmacher und Gerber kamen gelaufen und fragten, was er dafür wolle.

„Einen Scheffel Geld für Jede!“ sagte der große Klaus.

„Bist du toll?“ riefen Alle, „glaubst du, wir hätten das Geld scheffelweiß?“

„Häute, Häute, wer will Häute kaufen, das Stück zu einem Scheffel Geld?“ rief Klaus wieder. „Er will uns foppen,“ sagten nun die Leute und die Schuster nahmen die Knieriemen und die Gerber ihre Schurzfelle und prügelten den Klaus aus der Stadt hinaus.

„Na!“ sagte er, als er nach Hause kam, „das soll mir der kleine Klaus bezahlen, ich will ihn dafür todtschlagen.

Aber zu Hause beim kleinen Klaus war die alte Großmutter gestorben und er war sehr betrübt und legte die todte Frau in sein warmes Bett, um zu sehen, ob sie nicht zum Leben zurückkehren möchte; da sollte sie die ganze Nacht liegen, er selbst wollte

im Winkel auf dem Stuhle schlafen, wie er schon oft gethan. In der Nacht kam aber der große Klaus, ging hin, wo des kleinen Klausen Bett stand und schlug die Großmutter vor den Kopf, denn er meinte es sey der kleine Klaus und sagte: „Du sollst mich nicht mehr zum Besten haben!"

„Das ist doch ein recht böser Mann!" sagte der kleine Klaus, „da wollte er mich todtschlagen! es war doch gut, daß die alte Mutter schon todt war." Die Großmutter war aus der Stadt und Klaus wollte sie auch dort hin zum Begräbniß führen. So lieh er sich denn ein Pferd, spannte es in seinen Karren, legte die Großmutter hinein und führte sie fort. Vor einem Wirthshause hielt er, um etwas zu genießen. Der Wirth hatte ungeheuer viel Geld, war aber so zornig, als wäre Pfeffer und Taback in ihm. — Als er sah, daß noch Jemand im Wagen sitze, füllte er ein Glas Bier und bot es der todten Großmutter an. Als sie nichts antwortete, wurde der Wirth zornig und warf ihr das Glas in das Gesicht, so daß die todte Frau umfiel, denn sie war nicht festgebunden worden.

„Heda!" schrie der kleine Klaus, sprang zur Thüre heraus und packte den Wirth an der Brust, „du hast meine Großmutter todt geworfen. Siehe das große Loch an ihrer Stirne."

„O, welch' ein Unglück!" schrie der Wirth und schlug die Hände über dem Kopf zusammen; das kömmt Alles von meiner Hitze. Lieber kleiner Klaus, ich will dir einen Scheffel Geld geben und deine Großmutter begraben lassen, als wäre es meine eigene, aber schweige nur still, sonst wird mir

der Kopf abgeschlagen, und das wäre doch unangenehm."

So bekam der kleine Klaus einen ganzen Scheffel Geld, und der Wirth begrub die alte Frau so herrlich, als wäre sie seine eigene.

Als nun der kleine Klaus wieder mit dem vielen Gelde nach Hause kam, schickte er gleich seinen Knaben hinüber zum großen Klaus, um ihn wieder um das Scheffelmaß zu bitten.

„Was ist das?" sagte der große Klaus, „habe ich ihn nicht todtgeschlagen? Da muß ich doch selbst nachsehen," und so ging er selbst mit dem Scheffel hinüber zum kleinen Klaus!

„Nun, wo hast du all' das Geld wieder herbekommen?" fragte er und riß die Augen recht auf, als er all' das erblickte, was noch hinzu gekommen war.

„Du hast meine Großmutter, aber nicht mich erschlagen!" sagte der kleine Klaus, „und für die todte Großmutter habe ich einen Scheffel Geld bekommen."

„Das ist wahrlich sehr gut bezahlt!" sagte der große Klaus und eilte nach Hause, nahm eine Axt und schlug, o weh! seine Großmutter todt, legte sie auf einen Wagen und fuhr mit ihr in die Stadt und ging zum Apotheker und fragte, ob er einen todten Menschen kaufen wolle.

„Wer ist es, und wo habt ihr ihn her?" fragte der Apotheker. „Es ist meine Großmutter," sagte der große Klaus, „ich habe sie todtgeschlagen, um einen Scheffel Geld dafür zu bekommen."

„Gott bewahre uns!" rief der Apotheker. „Ihr sprecht irre! sagt doch nicht dergleichen, sonst könnt ihr den Kopf verlieren!" Und nun sagte er ihm ausführlich, was das für eine böse That sey, die er begangen habe, was für ein schlechter Mensch er sey, und daß er bestraft werden müßte; da erschrack der große Klaus so sehr, daß er von der Apotheke gerade in seinen Wagen sprang, auf die Pferde schlug und nach Hause fuhr, aber der Apotheker und alle Leute glaubten, er sey verrückt und daher ließen sie ihn fahren, wohin er wollte.

„Das sollst du mir bezahlen, sagte der große Klaus, als er draußen auf der Landstraße war! ja, das sollst du mir bezahlen, kleiner Klaus!" und nun nahm er, sobald er nach Hause kam, den größten Sack, den er finden konnte, ging hinüber zum kleinen Klaus und sagte: „Nun hast du mich wieder gefoppt! erst schlug ich meine Pferde todt, dann meine alte Großmutter! das ist Alles deine Schuld, aber du sollst mich nicht mehr foppen;" und da packte er den kleinen Klaus um den Leib und steckte ihn in seinen Sack, nahm ihn so auf seinen Nacken und rief ihm zu: „nun gehe ich fort und ertränke dich!"

Es war ein weiter Weg, den er zu gehen hatte, bevor er zu dem Rheinstrome kam, und der kleine Klaus war nicht so leicht zum Tragen. Der Weg ging an einem Wirthshause vorbei, und es war Musik darin, welche sehr schön ertönte. Da setzte der große Klaus seinen Sack neben die Wirthshausthüre und dachte, es könnte wohl gut seyn, ein Glas Wein zu trinken, ehe er weiter ginge, und er schritt hinein.

„O weh, o weh!“ seufzte der kleine Klaus im Sacke, und drehte und wandte sich, doch es war ihm nicht möglich, ein Band aufzulösen; da kam ein alter armer Viehtreiber daher, mit schneeweißem Haare und einem großen Stabe in der Hand; er trieb eine ganze Heerde Kühe und Schaafe vor sich her, sie stießen an den Sack, in dem der kleine Klaus saß und warfen ihn um.

„O weh!“ seufzte der kleine Klaus, ich bin noch so jung und soll schon in's Himmelreich!“

„Und ich Armer, murrte der alte Viehtreiber, „bin schon so alt und kann noch immer nicht hinkommen!“

„Löse den Sack auf!“ rief der kleine Klaus, „krieche statt meiner hinein, so kömmst du sogleich in's Himmelreich.“

„Ja, das will ich herzlich gerne thun,“ sagte der alte Viehtreiber und band den Sack auf, aus dem der kleine Klaus sogleich heraussprang!

„Willst du nun aber auch auf mein Vieh Acht geben?“ sagte der alte Mann, und kroch dann in den Sack hinein, den der kleine Klaus zuband und dann mit allen Kühen und Stieren seines Weges zog.

Bald darauf kam der große Klaus aus dem Wirthshause, er nahm wieder seinen Sack auf den Rücken, obgleich es ihm schien, als wäre derselbe leichter geworden, denn der alte Viehtreiber war nicht halb so schwer, als der kleine Klaus! „Wie ist er doch so leicht zu tragen geworden! ja das kommt daher, daß ich ein Glas Wein getrunken habe!“ und so ging er nach dem Flusse, den man den Rheinstrom heißt, und der tief und groß ist, und

warf den Sack mit dem alten Viehtreiber in das Wasser und rief hintendrein, denn er glaubte ja, daß es der kleine Klaus sey: „Da liege, nun sollst du mich nicht mehr foppen!“

Darauf ging er nach Hause, aber als er an die Stelle kam, wo der Weg sich kreuzte, begegnete er dem kleinen Klaus, welcher mit vieler Mühe sein Vieh vor sich hertrieb.

„Was ist das?“ sagte der große Klaus, „habe ich dich nicht ertränkt?“

„Ja,“ sagte der kleine Klaus, „du warfst mich ja vor einer kleinen halben Stunde in den Fluß hinein!“

„Aber, wo hast du denn all' das herrliche Vieh herbekommen?“ fragte der große Klaus.

„Das ist Seevieh!“ entgegnete der kleine Klaus, „ich will dir die ganze Geschichte erzählen und dir Dank sagen, daß du mich ertränken wolltest; denn nun bin ich obenauf wahrhaft reich geworden!

„Mir war so bange, als ich im Sacke steckte, und der Wind pfiff mir um die Ohren, als du mich von der Brücke hinab in das kalte Wasser warfst. Ich sank sogleich zu Boden, aber ich stieß mich nicht, denn ich fiel auf weiches Gras. Ein liebliches Mädchen öffnete meinen Sack und nahm mich bei der Hand und sprach: „Bist du da kleiner Klaus, hier hast du einiges Vieh, eine Meile weiter unten steht noch eine ganze Heerde, die ich dir schenken will. — Nun sah ich ein, daß der Fluß eine große Landstraße für das Meervolk bildet. Himmel, was gab es da für hübsche Sachen und schönes Vieh, das da auf der fetten Weide sich gütlich that.

„Aber weßhalb bist du gleich wieder zu uns heraufgekommen?“ fragte der große Klaus. „Das hätte ich nicht gethan, wenn es so schön da unten ist!“

„Ja, sagte der kleine Klaus,“ das ist eben politisch gehandelt. Du hörtest ja, daß die Seejungfer sagte, eine Meile weit von hier stehe noch eine Heerde Vieh für mich! Um nun die Krümmungen des Flusses abzukürzen, wählte ich den Weg zu Land, so komme ich viel schneller zu meinem Seevieh!“

„O du bist ein glücklicher Mann!“ sagte der große Klaus,“ glaubst du, daß ich auch Seevieh erhalte, wenn ich auf den Grund des Flusses käme?“

„Ja das denke ich wohl,“ meinte der kleine Klaus, „aber ich kann dich nicht im Sacke bis zum Wasser tragen, du bist zu schwer, du mußt also selbst hingehen und dann in den Sack kriechen, hineinwerfen in das Wasser werde ich dich mit dem größten Vergnügen.“

„Ganz gut!“ schrie der Große, „aber bekomme ich kein Seevieh, so werde ich dich tüchtig prügeln.“ Und sie gingen zum Flusse, als das Vieh, welches durstig geworden, das Wasser erblickte, lief es was es konnte, um zum Trinken zu gelangen, und der kleine Klaus meinte, das Seevieh beeile sich wieder in's Wasser zu gelangen.

Der große Klaus aber kroch in den Sack, der quer über dem Rücken eines der Stiere lag und sagte: „Lege noch einen großen Stein hinein, kleiner Klaus, ich möchte sonst nicht untersinken.“

„Es geht schon!“ sagte der Kleine, legte aber doch immer einen großen Stein in den Sack, knüpfte die Bänder fest zu, und stieß dann daran. Plump!

da lag der große Klaus in dem Flusse und sank sogleich hinunter bis auf den Grund.

„Ich fürchte, er wird das Vieh nicht finden!“ sagte der Kleine und trieb das Vieh heim, und lebte seines Peinigers ledig froh und glücklich und fröhlich all' sein Lebenlang *)

Und jetzt ist meine Geschichte geendet! sprach der junge Erzähler.

Die Zuhörer klaschten ihm Beifall zu und der Großvater meinte lächelnd, obwohl das Geschichtchen ein Mährchen sey, so gebe es doch ein getreues Bild des menschlichen Lebens, wo nicht Reichthum, sondern Mutterwitz und Verstand weiter helfen, als Rohheit und Grobheit, wenn selbe auch mit Reichthum verbunden seyen. „Deine Erzählung lieber Klaus hat mich sehr gut unterhalten, und diente zur fröhlichen Abwechslung nach meinen ernsthaften, von denen ihr Morgen wieder eine vernehmen sollt. Gute Nacht!“

*) Dieses Mährchen ist dem Dänischen des berühmten Dichters Andersee nacherzählt. Andersee erlangte durch seine Kindermährchen, die auch Erwachsene gerne hören, einen großen Namen. Er sendete dem Verfasser dieses Buches im September 1847 seine sämmtlichen Werke von Leipzig aus, wie er sich in einem freundlichen Briefe äußert: „zum Zeichen seiner Freundschaft und Hochachtung.“

Viertes Kapitel.

Spielerleben.

Am folgenden Abende fanden sich die Kinder schon frühzeitig bei ihrem Großvater ein und er begann, nachdem er sie um die Geschäfte des Tages gefragt, also:

„Ich kann um alle Welt nicht begreifen,“ sagte ein Hausbesitzer in einer großen Stadt zu seinem Nachbarn, „was die beiden Maurer nun schon zwei Tage auf meinem Dache treiben. Ich hätte gedacht, in wenig Stunden müßte das wenige Schadhafte ausgebessert und dann wohl geeignet seyn, noch lange Sturm, Regen und Schnee zu trotzen.“

„Kommen Sie herüber zu mir,“ entgegnete der Nachbar, „und schauen Sie von meinem Dache auf das Ihrige, und Sie werden sich dann durchaus nicht mehr wundern, daß die Arbeit nicht schneller von statten geht.“

Der Hausbesitzer folgte den Worten seines Nachbars und sah zu seinem größten Erstaunen die beiden Maurergesellen mit gegen einander gekehrten Füßen auf dem Gerüste sitzen und Karten spielen. „He!“ rief er aus, „sind das die Ziegel, mit denen ihr mein Dach deckt?“ Er verklagte sie bei ihrem Meister; dieser kündigte ihnen die Arbeit auf und machte aus der Ursache ihrer Verabschiedung so wenig ein Geheimniß, daß Niemand mehr Lust hatte, die beiden Gesellen Christoph und Kaspar — in die Arbeit zu nehmen. Beide hatten also nun Zeit

genug ihrer Spielwuth nachzuhängen, und das thaten sie nun auch mit solchem Eifer, daß Kaspar in kurzer Zeit all' sein Geld an Christoph verlor. Gleichwohl kam er auf den Gedanken, diesen seinen saubern Freund auf den Sonntag zum Essen einzuladen. „Wir haben," sagte er zu seinem Weibe, „die Woche über schlecht genug gelebt und dürfen uns immer einmal nun auch gütlich thun!"

Die arme Maria, ob sie gleich die ganze Woche hindurch kaum das trockene Brod hatte, widersetzte sich dennoch mit keinem Worte, sondern deckte, als ihr Mann und Christoph zum Essen kamen, den Tisch und trug eine gedeckte Schüssel auf.

„Ha!" rief Kaspar, „ein verdecktes Essen? Hoffentlich etwas Gutes unter dem Deckel!" — „So gut ich's auftreiben konnte," entgegnete sein Weib. „Hättest du mir gestern einen Wochenlohn gebracht, so würde ich für etwas Besseres gesorgt haben." Während sie so redete, hob ihr Mann den Deckel in die Höhe und — was sah er? nichts, als alte schmutzige Karten in der Schüssel herumgestreut.

„Ist das die Aufwartung," rief er, „die du mir und meinem Freunde zugedacht hast?" — „Das ist Alles," entgegnete Maria mit sanfter Stimme, „was du und dein Freund mir übrig gelassen habt. Ich habe selbst nichts zu essen und bewirthe dich also mit dem Handwerkszeuge, mit dem du und dein Freund sich und die ihrigen zu ernähren gedenken."

„In's Feuer mit den Karten!" rief Kaspar bestürzt aus, „sie waren mein Untergang, vergib mir Herzensweib! ich hätte härtere Vorwürfe verdient." Er drückte ihr gerührt die Hand und wandte sich

dann zu Christoph: „Bruder!“ sagte er, „meine arme Maria hat uns reichlich genug bewirthet. Ich bin entschlossen, heute noch zu unserm ehemaligen Meister zu gehen, meinen Fehler zu bekennen und ihn auf's Neue um Arbeit zu bitten; Gott aber wird mir beistehen und mir die Sünde vergeben, daß ich so viel Jammer durch meine Spielsucht über mein Haus gebracht habe.“

Christoph hörte trotzig auf diese Worte, griff unter einem grimmigen Fluche nach seiner Mütze und entfernte sich. Der gute Kaspar wurde aber nie wieder beim Spiele gesehen, sein häusliches Familienglück blühte wieder auf und er lebte zufrieden und froh.

Christoph, der auf diese Weise seinen Spielkameraden verloren hatte, suchte nun vergebens einen andern von gleichem Schlage. Entweder fiel er unter Betrüger, oder unter ihm weit überlegene Spieler, oder sein Unglück verfolgte ihn so beim Spiele, daß ihm nicht einmal so viel übrig blieb, um ein neues Spiel anfangen zu können, wenn er nicht zuvor seiner Johanna, so hieß seine Frau, ihre wenigen sauer verdienten Groschen abgenommen hatte. Mühsam ernährte die gute Frau sich und ihre zwei Kinder, von vier und fünf Jahren, mit Waschen. Geduldig ertrug sie es, wenn ihr Mann blos seinen Vergnügungen nachhing und ihr die Sorge für sich und die Kinder allein überließ; aber wenn er nach Hause kam und ihr überdieß noch hinwegnahm, was sie selbst durch Fleiß und Sparsamkeit gewonnen hatte, dann konnte sie sich der Thränen und der Klagen nicht enthalten. Dieses machte jedoch auf den rohen

Christoph wenig Eindruck; mit der kältesten Härte forderte er den letzten Heller von dem unglücklichen Weibe, und suchte dann das Vergnügen, das er bei den Seinigen nicht finden wollte, im Wirthshause unter schlechten Kameraden.

Eine von den Familien, für welche Christoph's Frau zu waschen hatte, war oft sorglos genug, sie wohl sechs bis acht Wochen auf die Bezahlung für ihre harte Arbeit warten zu lassen, welche man doch eigentlich jedesmal nach Ueberbringung ihrer Arbeit hätte entrichten sollen. Dieser Gebrauch ist — nebenbei bemerkt — eine grausame Unüberlegtheit, ganz dem edlen milden Geiste des Christenthums zuwider, welches verbietet, dem Arbeiter seinen Lohn vorzuenthalten. Aber, was ich schon in meiner letzten Geschichte bemerkte, die vornehmen Leute denken selten daran, daß jene Leute, welche von dem Verdienste ihrer Arbeit sich ernähren, gewöhnlich, mit höchst seltenen Ausnahmen, von der Hand in den Mund leben und über der Sorglosigkeit der Reichen oft in Gefahr gerathen, Hungers zu sterben.

Es traf sich nun einmal, daß die arme Johanna einen schon längst sehnlichst erwarteten sechswöchentlichen Wascherlohn, es waren mehrere Gulden, eingenommen hatte, als ihr Mann in schrecklicher Laune nach Hause kam, und weil ihm kein Heller mehr in der Tasche geblieben, und er all' sein Geld dem Spielteufel geopfert hatte, seine grausame Hand nach diesem Gelde ausstreckte, ohne seiner Frau einen Pfennig davon zurückzulassen. Weinend und händeringend lief sie ihm nach und bat ihn auf das Beweglichste, ihr doch wenigstens etwas davon zurück-

zugeben, sonst müsse sie heute noch betteln, wenn sie ihre Kinder nicht verhungern lassen wolle.

Umsonst! Christoph floh, um sie nicht zu hören, und eilte zu seinen auf ihn harrenden Spielbrüdern in die Bierschenke zurück und suchte dort durch Uebermaß von Getränke die Stimme seines Gewissens zu übertäuben. Sein Weib stand unterdessen mit gebrochenem Herzen auf der Gasse. Stumme Verzweiflung bemächtigte sich ihrer und nicht einmal in Thränen konnte sie ihrem Schmerze Luft machen. Endlich ging sie matten Schrittes in ihre ärmliche Wohnung zurück: aus einem Elend in ein noch größeres. Denn hier schauten ängstlich die Kinder in das gram- und kummervolle Angesicht der lieben Mutter, klagten über Hunger und flehten um ein kleines, nur um ein ganz kleines Stücklein Brod.

Der guten Mutter flossen jetzt die Thränen stromweis über die Wangen und sie drückte die bedaurungswerthen Kinder des Spielers an ihre Brust, dann suchte sie den Brodschrank aus und fand noch einen kleinen Rest Brod. „O ihr armen Kinder!“ rief sie aus, „euer grausamer Vater hat uns nichts mehr gelassen, als dieses letzte Krümchen Brod, ist dieses verzehrt, dann müssen wir betteln gehen.“ Sie theilte das Brod mit ihren Kindern, aber obwohl ermüdet und erschöpft durch körperliche, wie geistige Leiden und Anstrengungen, so konnte sie doch vor Seelenschmerz und Jammer ihren Theil nicht essen.

„Ach, Gott!“ seufzte sie, „was fange ich nun an? die Kundschaften zahlen nicht gleich auf der Stelle. Ich bin die Miethe der Wohnung noch schuldig und weiß Niemand, bei dem ich Geld bor-

gen könnte, wenn ich es auch wagte. Woher soll ich nun Brod nehmen und woher einen Groschen, um Seife zu kaufen? Ach der, dessen Pflicht es ist, mir beizustehen, ist mein ärgster Feind und unbekümmert um meine Noth und das Elend seiner Kinder, bringt er den Erwerb meiner Mühe und meines Fleißes bei Trunk und Spiel durch! Ach käme doch der Tod und befreite mich von meinen Leiden — doch, was sollte dann aus meinen armen Kindern werden?"

Das unbarmherzige und abscheuliche Benehmen ihres Mannes war ihr doppelt schmerzlich, weil sie, trotz aller seiner Fehler, immer noch voll Liebe an ihm hing, mit mehr Liebe als der Elende verdiente, und ihm oft schon, wenn sie es nur einigermaßen entbehren konnte, Geld zu seinen Ausschweifungen gegeben hatte. Nun aber waren alle Lebensmittel so theuer, daß sie durch ihre Arbeit vom Morgen bis tief in die Nacht kaum das Nothwendigste erwerben konnte. Gleichwohl war ihr Christoph den ganzen Tag in der Schenke und beim Spieltische.

Seinen Spielgesellen gefiel es aber nicht mehr, ihm seine Spielschulden zu borgen; auch der Wirth wollte ohne baare Zahlung nicht mehr einschenken, und Geld durch Arbeit zu verdienen, war Christoph's Sache nicht mehr. In dieser verzweifelten Lage war es nun, als er, wie schon erzählt, unter Fluchen und Schelten über sein Unglück nach Hause kam und seine Frau eben bei dem Zählen ihrer eingenommenen Baarschaft, welche mehrere Gulden betrug, antraf. Der Anblick dieses Geldes, verbunden mit dem Ingrimm über seinen erlittenen Verlust,

erweckte in ihm mit aller Macht den Wunsch und die Hoffnung, mit diesem Gelde das Verlorene im Spiele doppelt wieder zu gewinnen. Wie ein Raubthier mit der Beute, so eilte er mit seinem Raube davon, ohne viel an den trostlosen Zustand derjenigen zu denken, welche ihm so lieb wie das eigene Leben hätte seyn sollen.

So verhärtet die Spielsucht das Menschenherz und erstickt jede gute Empfindung in ihm.

Die arme Johanna legte indeß, von Frost halb erstarrt und hungrig, ihre Kinder auf das Strohlager und setzte sich weinend auf einen Stuhl, während ihr Mann seine Stunden zwischen gieriger Hoffnung auf Gewinn und Furcht vor Verlust theilte, über seine Karten schwur und fluchte und in der Wuth einmal über das anderemal trank. In später Mitternachtstunde kam er endlich betrunken nach Hause. Sein Weib fand er noch auf, blaß und zitternd und ihr Gesicht vom heftigen Weinen geschwollen.

„Ich dachte schon du habest uns auf geradewohl, sey's zum Leben oder Hungertode verlassen," redete sie ihn an. „Wie konntest du doch so grausam seyn, mir Alles, Alles zu nehmen? Um Gotteswillen gib mir ein paar Groschen von dem Gelde, das meine Baarschaft war, wenn du nicht verlangst, daß mich der Gram und deine Kinder der Hunger tödte!"

„Wenn das all' dein Hab und Gut war," versetzte ihr Mann trocken, „so mußt du wirklich sterben, und auch ich weiß mir nicht mehr zu helfen; das Alles und wohl noch mehr, ist bei Heller und Pfennig zum Henker gegangen . . . . verspielt!" —

Indem er dieß sagte, wendete er seine Taschen um, um augenscheinlich zu zeigen, daß er nichts mehr besitze.

Die arme Johanna, ohnehin von Kummer und Fasten nach tagelanger schwerer Arbeit gänzlich erschöpft, fiel ohnmächtig zu Boden; Christoph, der so etwas noch nie gesehen hatte, hielt sie für todt. Ob er gleich von Bier und Branntwein betrunken und verstört war, so erfüllte ihn doch der Gedanke, Ursache an dem Tode seines Weibes zu seyn, mit innerlichem Schauder. Die Kinder erwachten über seinem Geschrei, fuhren auf aus dem Schlafe, und da sie die Mutter auf dem Boden liegend erblickten, riefen sie: „Mutter, ach liebe Mutter, Herzensmutter!“ einmal über das anderemal, daß über dem Lärm auch die Hausfrau, die im obern Stockwerke schlief, und eine neben ihr wohnende Wittwe aus dem Schlummer erwachten.

Zum Ueberflusse lief Christoph in den Hausgang und schrie: „O, mein Weib, mein Weib! Erbarmt Euch, um Gotteswillen erbarmt Euch ihr Leute! Ich habe sie umgebracht. Hilfe! Hilfe!“

Seine Frau lag unterdessen auf dem Boden, die beiden Kinder, welche ihr die kalten Hände und Lippen küßten, und sie mit heißen Thränen benetzten, krochen um sie herum. Während dieses Auftrittes stürzten die Hausfrau und die Wittwe in die Stube und sahen mit Entsetzen den jammervollen Anblick. Christoph rief ihnen entgegen: „Da seht ihr, was ich angerichtet habe! Ich Ungeheuer habe mein Weib ermordet!“ „Nein so ein Bösewicht konntest du doch nicht seyn!“ sagte die Wittwe, wie hättest du sie

denn ermordet? Wo ist denn eine Wunde? doch laßt uns sie aufrichten und auf ihr Lager bringen!"

Sie that es mit Beihilfe des Mannes und beide bemerkten endlich wieder einige Spuren des rückkehrenden Lebens. Nach einiger Erholung fragte die Hausfrau: „Wo seyd ihr denn verwundet, armes unglückliches Weib? Hat euch etwa euer unmenschlicher Mann so sehr geschlagen, daß ihr in Ohnmacht fielt?" Die arme Johanna blickte verstört um sich und sagte: „Was meint ihr? Er hat mich nicht geschlagen, ob ich gleich lieber wünschte, er hätte mir das gethan!"

„Ach, Gott vergib! ach, liebes Weib vergib mir!" rief Christoph, entzückt über ihre Wiederbelebung aus, und warf sich auf die Kniee vor ihr nieder. Ihre ersten Worte, welche sie nun aussprach, enthielten ihre herzliche Verzeihung.

Die wackere Wittwe war indessen beschäftigt gewesen, ein Feuer anzuzünden, weil sie bemerkte, daß das arme Weib vor Kälte ganz steif gefroren sey. Sie holte aus ihrem Zimmer Kaffee und reichte, nachdem sie selben erwärmt, Johannen eine Tasse voll. Christoph, dem über den Schrecken und die Angst der Rausch gänzlich verflogen war, legte seine Kinder wieder auf das Lager, und sah bald auf dieselben bald auf die Mutter, während sein Herz mit dem eindringenden Gefühle ihrer Bedürfnisse und seiner Missethaten und Ruchlosigkeit rang. Sein Weib verfiel bald in einen erquickenden Schlummer, aber schon nach wenig Stunden erwachte sie unter den Qualen eines heftigen Fiebers.

Christoph, der an ihrer Seite saß, bemerkte bald, daß Hand und Stirne ihr glühend heiß wurden, und seine Angst und Gewissensmarter begann auf's neue. Er eilte schleunigst aus dem Hause, um Hilfe zu holen, und lief ohne zu wissen, wovon er Arznei und Verpflegung bezahlen sollte, mit dem Knotenstocke in der Faust durch die Straßen. Kaum hatte er den halben Weg zu der Apotheke gemacht, als er an der Ecke der Straße einen wohlgekleideten Mann einholte. Christoph sah sich schnell um, und da er keinen Menschen weit und breit gewahr wurde, so stieg in ihm der Gedanke auf: „wie wäre es, wenn ich die Gelegenheit benützte, Weib und Kindern Brod zu schaffen?" Gedacht, gethan!

Mit aller Kraft, die seinem Körper geblieben, schlug er den Mann von hintenher auf den Kopf, streckte ihn wirklich zu Boden und war eben im Begriffe, seine Taschen zu plündern, als ein Nachtwächter, der von einer Ecke der Straße herkam, auf ihn stieß und sogleich Lärm machte.

Christoph suchte zu entwischen, aber umsonst! Auf allen Seiten kamen Leute zu Hilfe, so daß an kein Entfliehen mehr zu denken war. Während einige dem zu Boden Geschlagenen Beistand leisteten, lieferten andere den Straßenräuber in das Gefängniß. Der Angegriffene war jedoch blos betäubt und kam bald wieder zu sich, er vermißte seine Uhr und Börse und beschrieb das Aussehen des einen und den Inhalt des andern auf das Genaueste. Man hatte wirklich beide Gegenstände bei Christoph gefunden und über seine Schuld herrschte nun kein Zweifel mehr.

Am nächsten Morgen führte man ihn vor den Richter und seine That wurde ihm überzeugend bewiesen. Als er sah, daß hier nichts mehr zu läugnen war, verfiel er aus seiner bisherigen Betäubung in die größte Reumüthigkeit. Er gestand sein Verbrechen; am meisten beklagte er jedoch das Elend seiner Familie. Dieses allein, sagte er, habe ihn zu seiner unbesonnenen und verbrecherischen Handlung verleitet. Er wiederholte einmal über das anderemal, daß ihn nur die äußerste Noth gezwungen habe, und daß er daher Gnade für Recht zu erhalten und wieder losgelassen zu werden hoffe. Er betheuerte, daß er vor dem unglücklichen Augenblicke, in welchem er im Begriffe, sein Weib und seine Kinder im Elende umkommen zu sehen, auf diesen Mann gestoßen sey, niemals daran gedacht hätte, ein solches Verbrechen zu begehen.

Der Richter, welcher von Christoph's Leben und Gemüthsart wohl unterrichtet war, versetzte hierauf, daß zwar das Verbrechen ohne langen Vorbedacht und in der Noth begangen worden sey; daß aber der Thäter durch seine Spielsucht offenbar sich selbst in diese Noth versetzt habe. „Mein Freund," sagte er, „ihr seyd eben von einer Stufe des Lasters auf die andere gerathen, wie alle, die bisher vor mich gebracht worden sind. Anfangs, da ihr euch noch in guten Umständen befandet, wurdet ihr, ohne alle Noth, ein liederlicher Handwerker aus Spielsucht. Als ihr darüber außer Arbeit kamt, verfielt ihr aus einem schlechten Einfalle auf den Gedanken, euch vom Spiele gar nähren und verwegener als früher spielen zu wollen.

Ihr verlort eure Baarschaft und beraubtet euer Weib ihres sorgsam erworbenen Sparpfenniges. Da ihr endlich Weib und Kind in das äußerste Elend gebracht, wurdet ihr Straßenräuber. Auf diese Art kann ich, und jeder denkende Mensch, die Ursache eures Verbrechens nicht in eurer Noth, sondern in eurer Spielsucht finden. Diese allein führte euch von einem Vergehen zum andern; denn wer einmal der Spielsucht verfallen ist, kann nicht wissen, auf welche Abwege ihn dieses Laster noch führen wird. Statt euch also selbst zu entschuldigen, dankt vielmehr Gott, unglückseliger Mann, daß der Herr, den ihr zu Boden geschlagen und beraubt habt, nicht todt auf dem Platze geblieben ist, sonst würdet ihr nicht als Räuber, sondern als Mörder vor mich gebracht worden seyn."

Christoph ward durch diese Rede sehr betroffen. Er sprach kein Wort mehr zu seiner Entschuldigung, sondern flehte nur, daß man ihm um seines Weibes und seiner unschuldigen Kinder willen das Leben schenken möchte. — „Die Beschaffenheit eurer Strafe" sagte der Richter, „hängt nicht von mir ab, bereitet euch also auf das Schlimmste vor."

Indeß war Christoph's Frau in der traurigsten Lage. Sie hatte geglaubt, ihr Mann sey in eine Apotheke gegangen, um Arznei zu holen. Doch schon waren einige Stunde vergangen und sie hatte noch nichts von ihm gehört. Sie fing endlich an, ein Unglück zu ahnen, und erschrack so sehr darüber, daß sie in gänzliche Geistesabwesenheit verfiel. Zufällig hörte ein wohlthätiger Menschenfreund von Christoph's Geschichte und erkundigte sich nach dessen Familie.

Da er die arme Frau so gefährlich krank fand, so sorgte er vor allen Dingen für einen geschickten Arzt. Auf den Gebrauch von Blasenpflastern und inneren Mitteln legte sich ihr Fieber und auch der Verstand kam wieder. Aber sie war voll der Sorge um ihren Mann und verlangte unaufhörlich zu wissen, was ihm denn begegnet sey. Drei Tage lang durfte man jedoch nicht wagen, ihr die schreckliche Wahrheit zu sagen, bis sie endlich der Arzt für wieder hergestellt genug hielt, um eine solche Nachricht ertragen zu können.

Kaum hatte sie selbe erfahren, als sie sich schon bereit machte, ihren Mann im Gefängnisse zu besuchen; aber vor Schwäche konnte sie das Bett nicht verlassen. Gleichwohl drang sie unaufhörlich in den Arzt, bis er ihr endlich erlaubte, sich zu ihm bringen zu lassen. Ihr Anblick machte Christoph fast ohnmächtig, aber doch war er entzückt, sie lebend wieder zu sehen, und nach und nach bewog ihn die Güte, womit sie ihn behandelte, mit ihr zu reden. Sie ermahnte ihn unter heißen Thränen, durch aufrichtige Buße sich der Gnade Gottes zu empfehlen und von ihm Verzeihung über das so sehr mißbrauchte Leben zu erbitten. Besonders hoffte das gute Weib, daß, weil ihr Mann nur um ihret- und ihrer Kinder willen sein Verbrechen begangen, dieß wesentlich seine Strafe mildern würde.

„Ach Gott!" seufzte Christoph, und dem ist nicht so, „es ist keine Hoffnung; daß ich nicht gar ein Mörder geworden bin, ist blos dem Glücke zuzuschreiben; der erste Grund von Allem liegt nicht in eurer Noth, sondern, wie mir der Richter bewies,

in meiner Spielsucht. Die Stunde naht, wo mein Urtheil gesprochen wird, ich mache mich auf das Härteste gefaßt, bete für mich, damit ich auch auf ein strenges Gericht nach dem Tode gefaßt sey und christlich bereuend sterbe."

Johanna fiel erschüttert auf die Kniee und Christoph warf sich neben sie auf die Erde und so beteten sie vereint mit einem solchen Gefühle der Zerknirrschung um Verzeihung zu dem Throne der Gnade, daß beide in der süßen Hoffnung, um Christi willen erhört zu werden, erleichterten Herzens wieder aufstanden.

Christoph wurde zum Tode verurtheilt, das Urtheil jedoch durch die Gnade des Landesherrn in lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandelt.

Für seine Frau wurde gesorgt. Ihr Unglück machte sie überall bekannt, und die Aufopferung, welche sie bewiesen, beliebt. Sie wurde vielseitig mit Geld und Arbeit unterstützt und konnte ihren Kindern die beste Erziehung zu Theil werden lassen, wie sie denn auch noch viele Freuden an denselben erlebte.

Nach und nach beruhigte sie sich auch über das Schicksal ihres Mannes, den die Reue über sein verfehltes Leben schon im ersten Jahre seiner Zuchthausstrafe tödtete, und sie fand, daß, wer redlich handelt und gläubig auf Gott vertraut, nie von ihm verlassen wird, wie unglücklich auch seine Verhältniße seyn und scheinen mögen.

Der Großvater hatte geendet, in vieler Augen sah er Thränen, da stand er auf und rief eines der Kinder nach dem andern bei seinem Namen herbei,

auch diejenigen der Dienstboten, welche anwesend waren, und forderte sie auf, ihm feierlich zu versprechen, nie um Geld und Geldeswerth zu spielen, und wenn je die Stunde der Versuchung komme, an das Schicksal des unglücklichen Christoph's zu denken und an die traurigen Folgen, welche die Spielsucht noch jederzeit hatte. Gerührt versprachen dies alle und gelobten mit Handschlag dem guten Greise die Erfüllung ihres Versprechens. Und wenn du lieber Leser wissen willst, ob sie es gehalten, so sey beruhigt: jene Kinder sind seitdem Männer geworden, mehrere schon todt, — aber das Versprechen, das sie ihrem Großvater gaben, hat jedes gehalten und befand sich wohl dabei. Gehe hin und thue desgleichen.

Fünftes Kapitel.

Luftschifffahrten.

Als die Kinder Seehofens das gehörige Alter erreicht hatten, erhielt das eine und das andere oft als Belohnung für Fleiß und Wohlverhalten die Erlaubniß, eine kleine Reise machen zu dürfen, die denn auch fröhlich benutzt wurde und zur Stärkung der Leibes- und Seelenkräfte der Heranwachsenden wesentlich beitrug. Ein leichtes Ränzchen auf dem Rücken, worin etwas Lebensmittel und Wäsche, wenig Geld in der Tasche und einen derben Stock in der Hand, wurde ausgezogen und am Abende des Tages, oft aber auch erst nach Verfluß von mehreren, wieder heimgezogen. Die Knaben lernten auf diese

Weise frühe, sich in fremde Menschen und deren Sitten und Gebräuche zu schicken, eine Kenntniß, die Herangewachsenen oft zu ihrem eigenen Schaden mangelt und von denselben theuer genug erkauft werden muß.

Der älteste Sohn des Hauses, Georg, war schon mehrere Tage abwesend gewesen und nun kam er wenige Minuten vorher, ehe sich die Familie im Zimmer des Großvaters versammelte, von seiner Reise zurück und wurde freudig von der Mutter und dem alten Herrn, jubelnd und frohlockend von seinen Geschwistern empfangen, die ihm schon weit entgegenliefen, und deren jedem er etwas mitbrachte, sey es nun eine seltene Pflanze, eine Versteinerung oder einen schönen Schmetterling.

Er hatte die Berge des sogenannten Hegäu's besucht, die man von dem Landhause aus ihre schroffen Häupter hoch in die Luft erheben sah und erzählte besonders viel von der Herrlichkeit der Ruinen der Felsenburg Hohentwiel und der überraschenden Aussicht, die er von den Trümmern dieser ehemaligen Festung, die im dreißigjährigen Kriege unter einem tapfern Kommandanten Namens Wiedenhold lange Zeit einer kaiserlichen Belagerung widerstanden, erblickt hatte.

Nachdem Georg sich mit Speise und Trank erquickt hatte, ging er auch mit den Uebrigen zum Großvater, der ihm mehrere Fragen über seinen Ausflug vorlegte. — Da schien plötzlich Georg etwas einzufallen, denn er schlug sich mit der Faust vor die Stirne und eilte nach seinem Ränzchen, holte aus demselben sein Skizzenbuch, in welches er gewöhnlich

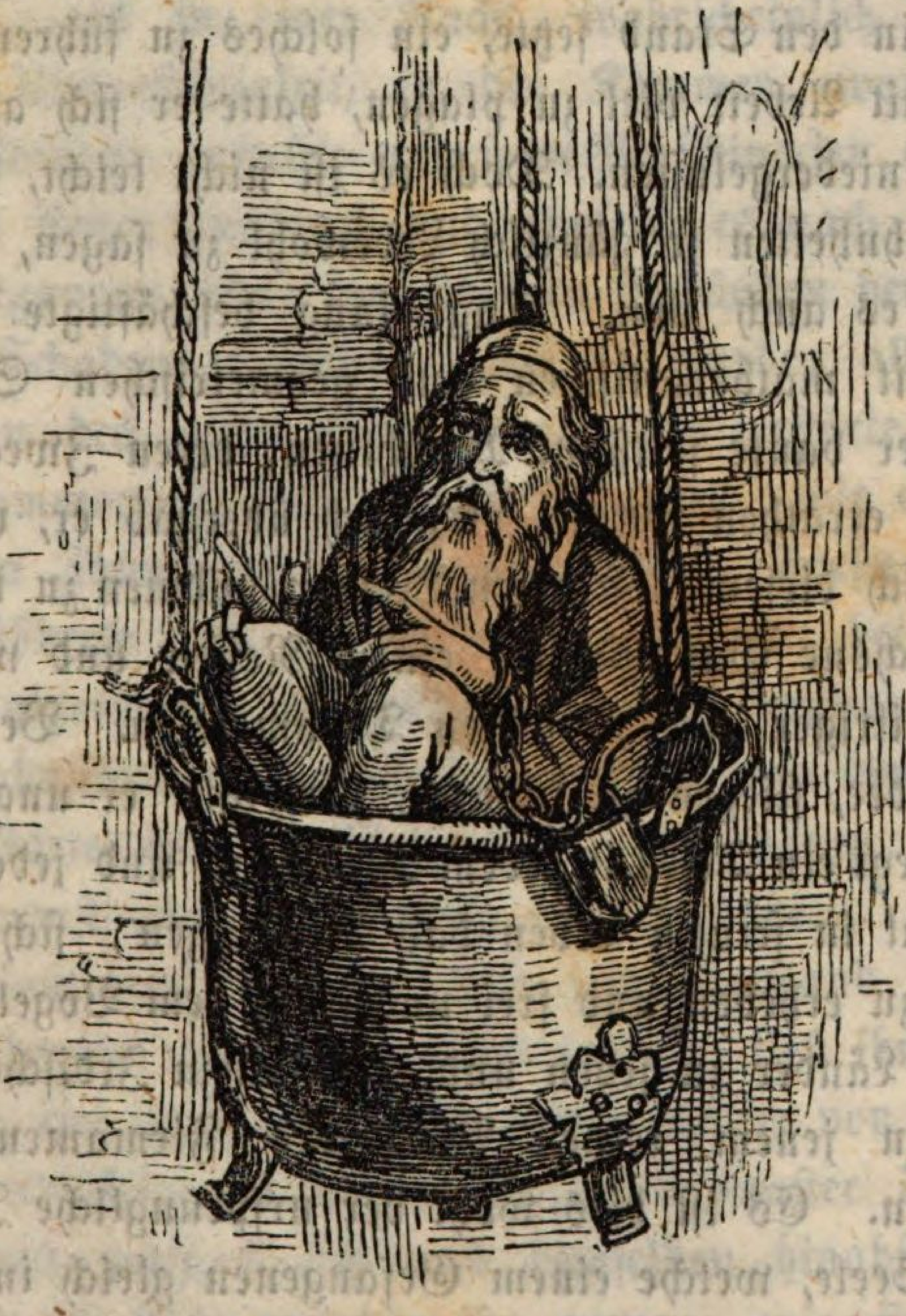
Reisebeobachtungen aufzeichnete, und las aus demselben vor:

Zwischen den Bergen des Hegäus, nicht weit vom Felsenkegel Hohenkrähen, liegt ein kleines Dörfchen anmuthig im Schatten hoher Bäume. Ich hatte dasselbe durchschritten und wollte eben wieder die Landstraße betreten, als ich hart neben derselben ein einsames Kirchlein mit einem Kirchhofe liegen sah. — Eingedenk der Lehre meines guten Großvaters, nie an einem offenen Kirchhofe vorbeizugehen, ohne, wenn es meine Geschäfte erlaubten, einzutreten und für die da Ruhenden, die einst lebten und litten, wie wir, und starben, wie auch wir sterben werden, zu beten; ich trat also in den kleinen Raum, der die frühern Bewohner des kleinen Dorfes umfaßte, die im Tode noch einen kleineren Raum einnahmen, als dies im Leben der Fall war.

Nachdem ich vor dem lebensgroßen Bildnisse des gekreuzigten Erlösers, welches zwischen zwei hohen Tannen in einer Ecke des Kirchhofes stand, meine Andacht verrichtet, nahte ich mich den einzelnen Denkmälern, welche die Liebe der Lebenden den Todten errichtet, und las einige derselben. Ich wollte meinen Wanderstab eben fortsetzen, als ich aus grauem Granit gemeißelt ein großes Grabmal in der Mauer der Kirche befestigt erblickte. Ich betrachtete es aufmerksam und gab mir Mühe, die Inschrift des Grabmales zu entziffern; doch alle angewandte Mühe war vergebens. Aber das Bild, welches tief in den Stein gehauen war, konnte ich sehr deutlich erkennen und ich zeichnete es daher sorgfältig ab, weil ich weiß, daß es dir, lieber Großvater,

gewiß Freude macht und du uns vielleicht nähere Aufschlüsse über dasselbe zu geben im Stande bist.

Er legte bei diesen Worten die Zeichnung in die Hände des Großvaters und dieser ließ sie, nachdem er sie einige Zeit lang aufmerksam betrachtet, die übrigen Anwesenden sehen, die sich neugierig hinzudrängten.



Sie riethen hin und her, was das Bild wohl zu bedeuten haben möchte, doch keiner kam auf den wahren Gegenstand, bis endlich der Großvater sprach: Ich sehe schon, ihr errathet es doch nicht,

daher ich mich veranlaßt fühle, euch die Geschichte zu erzählen, welche mir aus meinen Jugendjahren her, in welchen ich das Grabmal auch sah, noch wohl bekannt ist.

Der Besitzer des größten Bauernhofes jenes Dorfes hatte in seiner Jugend studiert; doch da ihn seine Neigung zu einem zurückgezogenen und unabhängigen Leben hinzog, sein ererbtes Vermögen ihn auch in den Stand setzte, ein solches zu führen, ohne sich mit Arbeit viel zu plagen, hatte er sich auf dem Hofe niedergelassen. Doch es ist nicht leicht, frühern Gewohnheiten so gänzlich Lebewohl zu sagen, und so ging es auch ihm. Tage lang beschäftigte er sich oft mit mathematischen und geometrischen Studien, oder er baute seltsame Maschinen, deren Zweck Niemand errathen konnte. Endlich übergab er, um sich gänzlich diesem abstrakten Treiben widmen zu können, das schöne Gut gänzlich einem Neffen und widmete sich eifriger als je seinen Träumereien. Besonders die Idee, fliegen zu können, verfolgte er unabläßig. Es liegt ein Trieb in jedem Menschen, und jeder fühlt einmal in seinem Leben das Verlangen, sich in die Luft zu erheben und frei und frank dem Vogel gleich, ferne Länder zu sehen und, von allem Irdischen frei, sich in jenem reinen Blau des Firmamentes zu wiegen. Es ist dies wohl der ursprüngliche Instinkt der Seele, welche einem Gefangenen gleich im Leibe schmachtet und erst nach dem Tode sich wieder in ihre ewige Gottesheimath zurückfindet.

Schon viele der größten Denker und Köpfe dachten über diese Idee des Fluges nach, doch sind

wir darin noch nicht sehr weit gekommen, wie ich euch weiter unten erzählen werde.

Mit ungemeinen Anstrengungen hatte der alte Gotthelf, so hieß der Träumer, eine wunderliche Maschine gebaut, an deren unterem Ende ein großer Kessel hing, in welchem er sich sitzend eben aufrecht erhalten konnte, und er glaubte, in wenigen Tagen mit Hilfe seiner Erfindung die Luft durchstreichen zu können, als in einer Nacht, wahrscheinlich durch eigene Unvorsichtigkeit, in der Kammer, worin er seine Versuche anstellte und seine Maschinerien aufbewahrte, Feuer ausbrach und, obgleich es nach vielen Anstrengungen, ohne den übrigen Gebäuden beträchtlichen Schaden zuzufügen, gelöscht wurde, alle die Arbeiten des alten Gotthelf gänzlich zerstörte. Es war jammervoll, den Greis zu sehen, wie er unter den Trümmern seiner jahrelangen Forschungen herumstöberte und so oft er etwas fand, bei dem noch einigermaßen die frühere Form erkennbar war, mit wahnsinnigem Lachen den Umstehenden den Verlust erklärte, den die Welt, ohne es zu ahnen, durch den Verlust seiner Erfindung erlitten habe.

Man merkte wohl, daß sein Verstand durch dieses Unglück gänzlich zerrüttet worden, ließ ihn aber dennoch frei im Hause herumgehen, bis er, von seiner Idee des Fliegens hingerissen, das Fenster öffnete und ohne weiters sich aus demselben hinabstürzte, denkend, die Lüfte würden ihn tragen, wie sie den Vogel tragen, der auf seinen Schwingen sicher sich auf ihnen schaukelt.

Zum Glücke war die Höhe, welche der Alte herunterstürzte, nicht bedeutend, und die Beschädigung,

die er hiebei erlitt, nicht schwer; doch versuchte er es immer auf's Neue, so daß man sich endlich mit Bedauern veranlaßt sah, ihn in eine Kammer einzusperren. Aber hier brach er in die fürchterlichste Raserei aus, sprengte die Thüre, ging aber, als er sah, daß alle Bewohner des Hauses ihn flohen, ruhig und harmlos in eine Rumpelkammer, in welcher sein alter Kessel lag, nahm diesen und einige Stricke und befestigte den Kessel mit denselben an die Decke des Gemaches, stieg dann hinein und wiegte sich frohlockend im Kessel unter dem Ausrufe: „Triumpf, jetzt fahre ich zu fernen Ländern!"

Aber mitten unter diesem unschuldigen Zeitvertreib schien ihm die Geschwindigkeit seines seltsamen Fahrzeuges noch zu gering; er stürzte sich wieder heraus und that einen schweren Fall. — Wider Vermuthen genaß er von demselben wieder, und sein erstes Verlangen war nach dem geliebten Luftfahrzeuge; man setzte ihn nun in dasselbe, befestigte es wohl und fesselte ihn mit einer leichten Kette daran. Jetzt war er ruhig und lebte noch viele Jahre still und harmlos in dem wunderlichen Behälter.

Als er endlich starb, ließ ihm sein Neffe jenen Grabstein auf dem Dorfkirchhofe setzen und ein geschickter Steinhauer bildete in dem Kessel sitzend den Verstorbenen getreu ab. Dies ist der Gegenstand deiner Zeichnung lieber Georg! Diese Geschichte dient jedem Menschen zu einer großen Lehre, das Herz nicht gänzlich an das Irdische zu hängen, denn wer auf die Welt und ihr Treiben baut, ist verlassen und geht am Ende der Seele und dem Leibe nach zu Grunde; wer aber auf Gott vertraut, der

wird nach dem Ende dieser Erdenpilgertage ein schönes Ziel errungen haben, das Ziel der ewigen Freude und Glückseligkeit.

Es entstand eine Pause des Nachdenkens unter den Anwesenden, welche endlich Georg mit den Worten unterbrach: Ich hörte jedoch, daß es der neuern Zeit gelungen ist, vermittelst des sogenannten Luftballons sich in die Wolken zu erheben: erzähle uns doch Näheres darüber lieber Großvater.

Dieser fuhr also fort:

Im Jahre 1783 erfand Montgolfier, Papierfabrikant zu Annonai in Frankreich, die Kunst, hohle, aus einem leichten Körper, etwa Papier oder mit Harz getränkter Seide, bestehende Kugeln mit durch Wärme verdünnter Luft zu füllen, welche sich dann zu einer ungeheuern Höhe erhoben. Er ließ mit einem dieser Ballone einen Korb aufsteigen, in welchem sich ein Schaaf, eine Ente und ein Hahn befanden, und alle diese Thiere erreichten den Erdboden wieder. — Pilatre de Rozier hieß der erste Mensch, der es wagte, in einem solchen Ballon sich dem Luftmeere anzuvertrauen, und dieses Wagestück, so wie ein späteres, das er mit einem Reisegefährten unternahm, gelang vollkommen.

Inzwischen hatte man ein bei weitem weniger gefährliches Mittel entdeckt, den Ballon zu füllen und zum Steigen zu bringen, indem man ihn mit Wasserstoffgas füllte. Mit einem solchen Ballon stiegen noch im Jahre 1783 die Herrn Robert und Karles auf, und erreichten eine Höhe von 2000 Fuß, worauf sie sich zwei und dreißig Stunden von dem Aufsteigeplatz wieder niederließen. Der eine der

Reisenden stieg hier aus, der andere erhob sich auf's Neue und erreichte eine Höhe von 9000 Fuß. In einer solchen Höhe waren ihm die einzelnen Gegenstände der Erde nicht mehr erkenntlich, das Ganze stellte ein zerronnenes, verfließendes Bild dar. Es war jedoch an diesem undeutlichen Bilde nur ein damals eben aufsteigender Nebel Ursache, denn bei spätern Fahrten sah man stets von oben herab die Einzelnheiten der Erdoberfläche viel deutlicher, als dies auf dem Boden in gleicher Entfernung der Fall gewesen wäre.

Um diese Zeit widmete sich ein gewisser Blanchard dem Luftschiffen handwerksmäßig. Er versuchte, dem Ballon durch Ruder und Segel eine bestimmte Richtung zu geben, was ihm jedoch, wie allen denjenigen, welche vor und nach ihm diesen Versuch machten, gänzlich mißglückte.

Die ersten Luftschifffahrten waren höchst gefahrvoll, wenn da noch von Gefahr die Rede seyn kann, wo das ganze Unternehmen ein Lebenswagniß ist. Als gnannter Robert einst eine Höhe von 1400 Fuß erreicht hatte, änderte sich das bisher heitere Wetter und düstere Wolken stiegen am Horizonte auf; unter schrecklichem Donnerkrachen faßte ein wüthender Wirbelwind den Luftballon, drehte ihn in fürchterlicher Eile im Kreise herum und riß ihn mit sich nieder; der Luftschiffer entledigte sich nun eines Theiles seines Gepäckes und durch diese Erleichterung stieg der Ballon wieder in die Höhe, wurde jedoch noch lange vom Sturme hin und her gerissen, bis er endlich die Sturmgegend unter sich hatte.

Nun tobte unter dem Reisenden das Gewitter und über ihm wölbte sich der reine blaue Himmel, wie man dies auch oft auf hohen Bergen beobachten kann. — Der Reisende glaubte nun, außer aller Gefahr zu seyn, als sich eine neue und noch größere bemerkbar machte; die Sonne dehnte nämlich das Gas im Ballon dergestalt aus, daß dieser nahe daran war, zu zerplatzen. In dieser schaudervollen Lage, wo Herr Robert jeden Augenblick den sichern Tod erwarten konnte, griff er nach dem letzten Mittel, das ihm noch übrig blieb, er machte in den Ballon mit einem Degen einige Stiche, wodurch das Gas zum Theil entwich. Nachdem er der letzten Gefahr, in das Meer zu fallen und zu ertrinken, glücklich entgangen war, erreichte er endlich den Erdboden wieder, und seine freudigen Gefühle hierüber könnt ihr euch wohl vorstellen.

Der Luftschiffer Blanchard war der erste, der mit einem Ballon über die mehrere Stunden breite Meerenge fuhr, welche England und Frankreich trennt; dieser Reisende machte vom Jahr 1784 bis 1807, wo er starb, nicht weniger als sechs und sechzig Luftfahrten.*)

Eine wesentliche Verbesserung erhielt die Luftschifffahrt und wurde weit weniger gefahrvoll durch die Erfindung des Fallschirms, dessen Erfindung man

*) Seine Frau endete unglücklicher, sie fiel im Jahre 1819, nachdem sie in der Luft ein Feuerwerk abgebrannt hatte, wodurch der Ballon in Brand gerathen war, in Paris aus unermeßlicher Höhe herab, und nur ihre zerschmetterten Ueberreste wurden gefunden.

theils Blanchard, theils Montgolfier zuschreibt. Mit Hilfe desselben kann man in jeder beliebigen Höhe den Ballon verlassen und sich auf den Erdboden hernieder bewegen. Er gleicht so ziemlich einem ungeheuer großen Regenschirm. Im Oktober 1797 ließ sich der Luftschiffer Garnier aus einer Höhe von 2000 Fuß zum erstenmale mittelst des Fallschirms nieder.

Mehrere der ersten Luftschiffer fielen in das Meer und hatten es nur besondern Umständen zu verdanken, daß sie nicht ertranken. So ging es auch, wie neuere Zeitungen melden, einem Herrn Sattler, der zu Dublin, der Hauptstadt des England gehörenden Königreiches Irland, eine Luftschifffahrt unternahm. Sein Ballon fiel mit ihm in das Meer, und der Wind trieb ihn mit der Schnelligkeit eines Pfeiles fort, ganze Schaaren von Seevögel umflatterten die nie gesehene Erscheinung und machten sich über seine Lebensmittel her. Glücklicherweise wurde der Unglückliche nach siebenstündigem Kampfe mit den Wellen von einem Schiffe bemerkt und dem sichern Tode entrissen.

Heutzutage sind Luftreisen ziemlich gefahrlos, nur muß man sich hüten, den Ballon so sehr mit Wasserstoffgas anzufüllen, daß er in dem Augenblick, wo man sich erhebt, ganz angeschwollen ist, indem sich der Ballon in den obern Luftschichten noch mehr ausdehnt und also in Gefahr kommt, zu zerplatzen. — Man pflegt aus dieser Ursache, wenn man hohe Fahrten beabsichtigt, nicht über Halb zu füllen. Auch ist es gerathen, die Sicherheitsklappe, mittelst der man das überflüssige Gas entweichen lassen kann, um den Ballon zum Niedersteigen zu bewegen, mit

zwei Stricken statt mit einem zu versehen, um gegen die mögliche Gefahr des Zerreißens des einen gesichert zu seyn.

Wenn der Luftschiffer es nicht mehr in seiner Gewalt hat, Gas entweichen zu lassen, so würde der Ballon Luftgegenden zugeführt, in welchen ihn nichts mehr gegen das Zerplatzen sicher stellen kann. — Außer einigen wissenschaftlichen Untersuchungen und Berichtigungen hat man bisher von der neuen Erfindung wenig Nutzen gehabt, und es bleibt spätern Zeiten vorbehalten, in diesem Zweig des irdischen Wissens weitere Forschungen zu machen und es zu einer größern Vollkommenheit zu bringen.

Ich könnte jetzt meine Notizen über die Luftschifffahrt wohl schließen, wenn mir nicht eben eine Begebenheit einfiele, die noch lange im Gedächtnisse meiner Zeitgenossen fortleben wird, und durch ihre prahlerische Ankündigung und ihren burlesken Ausgang seiner Zeit viel zu reden und viel zu lachen gab.

Ich befand mich im Monate August 1786 in Augsburg und erinnere mich noch des Tages sehr genau, an welchem die Zeitungen die Nachricht vom Tode Friedrich des Großen von Preußen brachten, der am siebenten Tage obigen Monates gestorben. Augsburg gehörte weder zu seinen Ländern, noch stand es in irgend einer Beziehung zu ihm, und dennoch konnte man überall Personen stehen sehen, die seinen Tod bedauerten und äußerten, an ihm sey ein großer Monarch den deutschen Landen entrissen worden.

Um diese Zeit gehörte die, wie alle Moden aus Frankreich gekommene Luftschifffahrt auch zu der Mode des Tages, und ein gewisser Freiherr von

Lutzendorf aus Regensburg — er soll eine Stelle beim Fürsten von Thurn und Taxis bekleidet haben — wollte den Augsburgern in jenem Monate das Schauspiel einer Luftschifffahrt in jener schönen Ebene vor dem Walde, den man zu den sieben Tischen nennt, geben.

Die Nachricht hievon verbreitete sich weit umher in den schwäbischen Gauen, und reizte die Neugierde des Publikums zu sehr, als daß es nicht diesem neuen, noch nie gesehenen Schauspiele seine ungeschwächte Theilnahme geschenkt hätte. Dies zeigte die Anzahl der herbeiströmenden Menschen, denn mehr als 100,000 Leute, fremde Landleute sowohl als hohe Herrschaften aus der Nähe, wie aus weiter Ferne, sogar von Prag, Wien, Straßburg, Frankfurt, vom Rhein, aus Nürnberg, Würzburg, Bamberg, Erlangen, wie aus der bayerischen Hauptstadt München, versammelten sich in Augsburg, welches dadurch auf einige Wochen in die lebhafteste Bewegung gerieth.

Der Andrang war so ungeheuer groß, daß, obwohl Augsburg in keiner Zeit an Gasthöfen Mangel litt, eine bedeutende Anzahl der fremden Schaulustigen sich in die nahgelegenen Ortschaften und Dörfer begeben mußte, um in den dortigen Wirthshäusern und in Privatwohnungen ein Unterkommen zu finden.

Die allgemeine Erwartung wurde auf's Höchste gespannt, als schon seit Wochen auf den Siebentischwiesen eine Schaar rühriger Zimmerleute von Morgens bis Abends beschäftigt waren, ein großes Amphitheater aus Holz zu errichten, in dessen Mitte der prächtige, taffetne Luftballon, den man schon

einige Tage zuvor nebst dem Schiffchen, dem physikalischen Apparate, den Füllungsfässern und Röhren, in dem Jesuitentheater um den Eintrittspreiß von 1 fl. 12 bis zu 48 und 24 kr. herab sehen konnte, wobei auch die Anwendung und Wirkung des Apparates erklärt und vorgewiesen wurde, an hohen Mastbäumen aufgehangen werden sollte.

Von jener Wiese aus hat man eine anziehende Aussicht auf Augsburg und das Bergstädtchen Friedberg. Die schöne Gegend glänzte im Sonnengolde; über den Lech her wehte ein erfrischender Wind, die angenehmen Harzdüfte des Siebentischwaldes und der Wiesen den Zuschauern zuführend; in den aufgeschlagenen Marketenderhütten waren Getränke und Speisen aller Art zu haben, und um das Volk zu belustigen, fehlte es weder an Tanzplätzen, noch sonstigen Ergötzungen. Für die höhern Stände gab es zur Abendunterhaltung in der Stadt Theater und Bälle, und so verflossen ein paar Wochen in rauschender Freude.

Am 24. August, dem bestimmten Tage, herrschte ein so starker Wind und Regen, daß man nicht für gut fand, den Versuch zu machen. Aber am 25. früh um neun Uhr führte man mit großem Pompe den Ballon in das Amphitheater, in welchem der Platz einen halben Louisd'or kostete. Um eilf Uhr verkündigte ein Kanonenschuß das Beginnen der Füllung. Ganz Augsburg eilte zu Pferd, Wagen und zu Fuß nach den Siebentischwiesen. Doch die Füllung wollte durchaus nicht gelingen, bald riß dieses, bald jenes entzwei.

Nun überhäufte man den prahlhaften Luftschiffer, der, wie man wohl bemerkte, nicht den Muth besaß, sich in das unermeßliche Luftgebiet zu wagen, mit Vorwürfen und kehrte, während der Ballon in aller Stille in die Stadt zurück gebracht wurde, ärgerlich und beschämt nach Hause.

Lange Zeit sang man im Volksliede noch von der Begebenheit, bis sie vergessen wurde. Der berüchtigte Unternehmer zog sich in das Dorf Lechhausen zurück, in der Hoffnung, daselbst vor seinen zahlreichen Gläubigern in Sicherheit zu seyn. Wäre ihm die pomphaft angekündigte Fahrt gelungen, so würde er um so mehr Ehre und Bewunderung geärntet haben, als er der erste Deutsche gewesen wäre, der sich in die sonst unzugänglichen Gegenden der Atmosphäre gewagt hätte.

Mir dient die Erinnerung an jenes Schauspiel noch oft zur Erheiterung, ihr aber, liebe Kinder, könnt daraus ersehen, daß großartige und prahlerische Anstalten zum Gelingen eines Unternehmens nicht nothwendig und Bescheidenheit und richtige Thatkraft erforderlicher und unentbehrlicher zu erachten sind.

Und somit für heute beschlossen.

Sechstes Kapitel.

Eine Mönchslegende.

Als sie alle wieder beim Großvater beisammen waren, begann derselbe: Heute sollt ihr etwas Ernsteres vernehmen, als die gestrige Unterhaltung war.

Eine meiner vielen Reisen führte mich auch nach Griechenland und zwar durch die Provinz Macedonien. Ich besuchte den merkwürdigen Berg Athos, auch Monte Santo oder heiliger Berg genannt, auf welchem sich bei zwei und zwanzig Klöster befinden. Wunderschön ist die Aussicht, welche sich von diesem Berge allenthalben darbietet. Die reine Luft des Orients, das glühende Blau des Himmels, wie das saftige Grün der Vegetation, wovon wir uns in Deutschland gar keinen Begriff machen können, vereint sich, um die ohnedies reizende Landschaft zu einem wahren Paradiese zu machen, und kein Wunder, wenn in jedem Reisenden, wie in mir, der Wunsch entsteht: Hier möchte ich zeitlebens weilen, um zeitlebens zu staunen.

Doch meine Zeit war beschränkt, nur wenige Tage standen zu meiner Verfügung und diese wenigen Tage beschloß ich auf dem Berge zuzubringen und die Gastfreundschaft eines der dortigen zahlreichen Klöster in Ansprnch zu nehmen, welche mir auch auf das freundlichste und liebevollste zu Theil wurde. Die meisten der Mönche widmeten sich außer ihren

Religionsübungen dem Ackerbau; doch sind auch viele ihrer Mitglieder abwesend und bringen ihre Jugendjahre damit zu, im Lande zerstreut die Schulen zu halten, bis das Alter ihnen einen jüngern Ersatzmann aus der Reihe der Mönche und ihnen selbst im Kloster das willkommene Asyl gewährt.

Ich hatte einen der Mönche, einen uralten Greis mit schneeweißem Haare, kennen und bald auch lieben gelernt. Ich rechnete diese Bekanntschaft mir als ein Glück zu, denn ein Glück ist es immer auch, einen guten Menschen zu treffen, dem man sich anvertrauen, und der uns auf unserm Lebensweg mit gutem Rathe an die Hand gehen kann.

Der gute Alte hatte die Bibliothek des Klosters, einen reichen Schatz der seltensten alten Schriften, unter seiner Aufsicht und erzählte mir oft den lieblichen oder schrecklichen Inhalt der bestaubten und vergilbten Pergamentrollen.

Eines Abends, als die Sonne so eben hinter den Oelbäumen des Klostergartens, im ägäischen Meere unterzugehen schien, nachdem sie mit ihren letzten Strahlen die Thürme von Salonichi und Contessa bestrahlt, und nur mehr einige ihrer Strahlen über das Meer herzitterten, theilte er mir folgende Legende mit, welche er in einem uralten Manuskripte, welches kurze Zeit nach dem Verflusse der angeführten Begebenheiten niedergeschrieben worden war, enthalten gefunden hatte. Er betitelte sie:

Kaiser Julian's Ende.

Weit berühmt war um seiner anmuthigen Lage, um der Herrlichkeit seiner Paläste und öffentlichen Plätze, wie um der Reichthümer seiner Bewohner zu den Zeiten der römischen weltbeherrschenden Kaiser die große Stadt Cäsarea, die Hauptstadt der Landschaft Cappadocien.

Zur Zeit, als Kaiser Julian regierte, jener Herrscher, der, im Christenthume erzogen, dasselbe später verlassen und sich wieder den philosophischen Lehrsystemen des Heidenthumes zugewendet hatte, erhob sich in der Nähe von Cäsarea, in der Tiefe eines anmuthigen Thales im Schatten von Cypressen und Palmen halb verborgen, ein stilles Kloster, in dessen Hallen fromme Mönche Gott den Herrn Tag und Nacht lobten und priesen.

Ihr Abt hieß Basilius und er hatte mehr als einmal mit Weisheit und gotterfüllter Begeisterung seinen Glauben gegen die Anfechtungen und trügerischen Lehrsätze heidnischer Philosophen vertheidigt, und gerne würde er auch bereit gewesen seyn, sein Leben für den heiligen Glauben hinzugeben, wenn ein solches Opfer von ihm gefordert worden wäre.

Einst, als er in fromme Betrachtungen versunken in seiner Zelle saß, klang aus dem Hofe des Klosters das Klirren von Kriegerwaffen an sein Ohr, und eben als er sich erheben wollte, um die Ursache dieses ungewohnten Lärmes in so später Stunde, denn schon war die Dämmerung hereingebrochen, zu erfahren, da trat, geleitet von einem

Laienbruder, ein Krieger aus des Kaisers Heer in das Gemach und sprach:

„Ich bringe mit meinen Gefährten eine Leiche eurem Kloster. Im Leben war es unser tapfrer Führer, der nun verwais't seine Kriegerschaar zurückgelassen hat. Der letzte Wille des Verstorbenen war, in eurem Kloster begraben zu werden, und so bringen wir denn aus weiter Ferne die theuren Reste des wackern Mannes in eure Mauern. Ihr werdet gerne dem Verstorbenen eine Ruhestätte gönnen, wenn ihr den hohen Namen des Todten erfahrt. — Es ist Mercurius, der tapfere Hauptmann, der zahllose Feinde bezwang, der stets freudig in die Schlachten zog, denn sie häuften nur neue Siegeskronen zu seinen längst erfochtenen Lorbeeren!"

Aber der Abt Basilius entgegnete befremdet: „Nie habe ich von eurem Hauptmanne vernommen, denn in unser einsames Kloster dringt wenig von dem Lärm und den großen Namen der Welt. — Nicht gebührt der Leiche eures Führers das Begräbniß in unsern Mauern, bestattet ihn, wo seine Götzen, seine Kaiser ruhen; hier weilen in Demuth Christen, und ihre Leichen schlafen in geweihtem Boden dem Weltende und der Wiederkunft unseres Erlösers entgegen, doch für euren Kriegeshelden ist unter ihnen kein Raum. Er ist nach einem heidnischen Götzen genannt, geht nun auch hin zu seinen Götzenpriestern, tragt ihn hin in die Hallen, wo er bei seinem Leben Weihrauch streute, dort gehört die Leiche hin, für solchen Gast hat meine friedliche Himmelsschule keine Thüre."

Als der Krieger diese strenge Rede aus dem Munde des ehrwürdigen Abtes hörte, schlug er an seine gepanzerte Brust, daß es dumpf erdröhnte und rief schmerzbewegt: „Ach, weh! weh dir armer Freund und Waffenbruder, so soll dein letzter Wunsch denn nicht erfüllt werden! Ach, wo soll ich deine theuere Leiche, deine theuren Reste bestalten, da nun jene dich von der Schwelle weisen, für deren Glauben du Martyrern gleich dein Leben dahingegeben hast, in kühner Aufopferung dem Zorne des ergrimmten Kaisers trotzend?"

Als der Abt erstaunt diese Worte hörte, veränderte sich schnell seine unfreundliche Stimmung in eine theilnehmende und er forschte: „Sprecht, erzählet mir, wie endete der Todte? War er ein Christ, so sey uns die Hülle des Glaubensbruders willkommen!"

Und mit düsterer Miene entgegnete der Krieger: „Als am Vorabende einer Schlacht für deren glückliche Wendung der Kaiser zu seinen Göttern opferte, und mit ihm alle Offiziere seinen Fahnen Glück erflehten, da weigerte sich unser Hauptmann Mercurius, uns gleich sich vor den Götzen zu beugen und sie anzubeten, denn er war ein Christ und gestand dieses auch sogleich aufrichtig.

„Zornig riß der Kaiser sein Schwert aus der Scheide und stieß den Hauptmann nieder mit dem wüthenden Rufe: „So fahre zu deinem Messias, Christenhund!" Noch lebte mein Freund, als ich mich ihm näherte und den Wunsch von seinen erbleichenden Lippen vernahm, unter Glaubensgenossen, unter Christen begraben zu werden. Ich entsprach

seinem letzten Wunsche und geleitete ihn hieher; ich bin ein Heide, und ihr Christen wollt seine letzte Bitte nicht erfüllen?"

Noch redete der Krieger, als der Abt dem Laienbruder schon flüsternd seine Befehle ertheilte, und bald ertönte feierlich majestätisch erhabener Gesang durch die Gänge des Klosters und mit brennenden Kerzen zogen die Mönche in den Hof den Klosters, wo, von bewaffneten Kriegern umgeben, die Hülle des todten Hauptmannes in blutige Tücher gewickelt lag, regungslos eine kalte riesenhafte Leiche. Fromm luden ihn die Mönche auf ihre Schultern und wunderten sich der schweren Wucht und trugen ihn unter dem Läuten der Glocken in die Klosterkirche. Dort wollten sie ihn der Rüstung entkleiden, mit denen der Todte noch bedeckt war, doch der Abt sprach:

„Er war ein Streiter für Christus und als ein gottergebener Krieger hat er seine Siegeskrone errungen und ist an ehrenvoller Wunde verblutet. Laßt ihm daher seine ruhmgekrönten Waffen und gebt sie ihm mit hinab in des Grabes kühle Ruhestätte."

Und so wurde denn die Leiche hinabgesenkt in die gemauerte Gruft, im Harnisch, den Helm umwallt vom Federschmucke auf den biedern, ernsten Zügen, die selbst im Tode nur zu schlafen schienen, das Schwert an der Seite, in der Rechten die gewaltige Lanze mit der funkelnden Spitze.

Die Mönche schlossen mit sorgsamen Händen die Todtengruft wieder, sie beteten fromm über dem Gefallenen und als die Feierlichkeiten beendigt und

die fremden Krieger sich wieder entfernt hatten, herrschte bald wieder die alte Stille und Einförmigkeit innerhalb den einsamen Klostermauern.

Doch liebe Kinder! Für heute wird es spät und ich will daher meine Erzählung aussetzen und morgen fortfahren! Mit diesen Worten stand der Großvater mit sichtbaren Zeichen von Ermüdung von seinem Sitze auf und die Kinder, die dem guten Greise alles, was sie ihm nur an den Augen ansehen konnten, gerne zu Gefallen thaten, mußten, so gerne sie auch den Schluß der Erzählung gehört hätten, ihr Verlangen beherrschen und verfügten sich, nachdem sie dem Großvater liebevoll die Hand gereicht hatten, zu Bette.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung.

Am folgenden Tage freuten sich die Kinder schon den ganzen Tag auf den Abend. Endlich stand die Sonne tief im Westen, und verklärte mit ihren goldenen Strahlen die Berge der Schweiz zum entzückenden Anblick. Die Abendmahlzeit war bald verzehrt und die Jugend umringte den Großvater und die Jüngern flüsterten: „Bitte, bitte lieber Großvater!"

Dieser eben in scherzhafter Laune fragte sie: Nun, was habt ihr denn zu bitten, was kann ich euch denn geben?"

„O erzähle uns, lieber Großvater, weiter, wo du gestern stehen geblieben bist, damit wir erfahren, was aus dem Kloster geworden ist, und was sich in demselben für eine Begebenheit ereignete."

„Gerne," sprach der Alte, „erfülle ich euern Wunsch, doch kann ich nicht umhin, euch zu bemerken, daß ihr alle eure Fassungskraft zusammennehmen sollt, um die Erzählung, welche für euch etwas weitläufig ist, recht zu verstehen.

Die Kleinen und die Größern versprachen dies gerne und die Aeltern meinten ganz stolz, wenn die Jüngern etwas nicht verständen, wollten sie es denselben gerne erklären. — Diese aber protestirten dagegen, indem sie erklärten, schon so viel zu wissen, um den Beistand der Aeltern entbehren zu können, und wenn sie etwas nicht verständen, wollten sie es lieber dem Großvater selber sagen und ihn um Aufschluß bitten.

Diesem Hin- und Herreden machte der Greis ein Ende, indem er folgendermaßen in seiner gestern abgebrochenen Erzählung fortfuhr:

Ganz Cäsarea war mit Menschen aus nah und ferne angefüllt. Gewaltig war des Volkes Zulauf, denn nicht alle Tage konnte man den Prunk und die Herrlichkeit des Einzuges eines römischen Kaisers sehen.

Ein tausendstimmiger Jubelruf erschallte. Es nahte der Fürst und Herrscher der halben Welt. Vor ihm her sangen Chöre von Jünglingen und Jungfrauen ihre Jubelhymnen und erschallten die lang gedehnten Klänge der Posaunenbläser. Mit seiner zahllosen Heeresmacht zog Kaiser Julian des Weges,

den Persern entgegen, die er seinem Scepter zinsbar machen und deren Fürsten er zu den Stufen seines Thrones sehen wollte.

Stolze Triumpfbogen erhoben sich vor den Thoren der Stadt, doch ehevor der stolze Kaiser durch dieselben zog, bog er mit seinem glänzenden, schimmernden Gefolge vom Wege ab, indem er lachend sprach:

Nun geht es nach dem Kloster, wo der Narr Basilius Abt ist, der, wie man mir berichtete, Christum, den Gekreuzigten, höher ehrt und achtet, als mich, den Römerkaiser, den Herrn der Welt. Ihr alle wißt, daß es gebräuchlich ist, mich mit Geschenken zu empfangen, und sehr neugierig bin ich nun und sehr begierig, zu sehen, welche Gabe der Abt in seiner Weisheit darzubringen hat. Was wird er mir wohl bringen, mir, dem als Huldigung von Erde und Meer das Schönste alles Schönen schon geboten wurde?"

So nahte denn der prachtvolle Zug dem Kloster, das still und schweigend lag, als hätten seine Bewohner keine Ahnung von der Nähe des gewaltigen Gebieters. Verschlossen waren die Pforten, doch auf einen Wink des Kaisers donnerten die Streitärte seiner Leibwache in wuchtigen Hieben dagegen und der Ruf erscholl: „Aufgemacht ihr trägen Mönche! eurem Hause ist Heil widerfahren, denn vor euren Pforten harrt Rom's mächtiger Kaiser. Kommt und bringt ihm die Gaben, die seiner Macht und Größe in demüthiger Anerkennung gebühren!"

Bald wurde auch diesem Rufe entsprochen. Die Thore öffneten sich und paarweiß, in weiße Gewande

gehüllt, nahten die Mönche, Abt Basilius mit gewohnter Ruhe und Würde an ihrer Spitze. Es schien, als regte ihn des Kaisers Nähe nicht im mindesten auf. Er trug einen Teller in den Händen, auf welchem ein paar Gerstenbrode lagen und überreichte denselben dem Kaiser mit ehrfurchtsvoller Verbeugung und den Worten:

„Sey willkommen Cäsar! nimm' vorlieb mit meines armen Klosters Gabe, das durch meine Hände dir das Kostbarste und Schätzenswertheste des Erdbodens überreicht!"

Doch nicht freundlich, wie es einem gütigen Herrscher geziemt, nahm Kaiser Julian des Abtes sinnreiches Geschenk auf. Zornig zog er die Stirne in Falten und wendete sich höhnisch lachend mit den Worten zu seinem Gefolge: „Hört ihr Diener! bringt mir Heu oder Gras her, wie man es dem Vieh zu fressen gibt. Ich will diesen Mönchen damit ein Gegengeschenk machen, denn sie sind in Wahrheit so plump, dumm und verstandlos wie das Vieh, das Heu und Gras als Nahrung bedarf."

Ernst und würdevoll, doch mit gerechter Entrüstung blickte Abt Basilius dem zornigen Kaiser in das Antlitz und sprach: „Eine solche Rede klingt unwürdig in deinem Munde großer Gebieter über Europa und Asien! Von dem, was uns ernährt, brachte ich dir die schuldige Gabe demuthsvoll dar, doch du läßt uns dafür entbieten, was dem Vieh zur Nahrung dient. Bedenke, daß auch wir Menschen sind, gottgeschaffene Menschen und deines Gleichen, und daß vor dem Herrn im Himmel einst

nicht nach Rang und Stande, sondern nach unserm irdischen Thun und Lassen gerichtet wird."

Eine schuldbefleckte Seele vermag auch nicht die geringste Rede, welche an eine Wiedervergeltung jenseits des Grabes mahnt, hören; das zeigte sich auch hier, denn in jäher Wuth loderte der Kaiser auf und wie auf Sturmesflügeln getragen, entströmten seinem Munde die Worte:

„Ha, das mir, ihr verruchten Christen! Ihr Rebellen, Heuchler und Thoren, ihr Gräuel der unsterblichen Götter, wie wagt ihr, so frech zu mir zu reden? Doch vernehmt nun, was ich euch zu sagen habe, und wahrlich nicht lieblich werden meine Worte in Euren Ohren und Herzen erklingen. — Ich schwöre es Euch bei allen Göttern der Ober- und Unterwelt, daß, sobald ich siegreich aus den Schlachten zurückkehre, welche zu schlagen ich mit meinem Heere auszuziehen im Begriffe stehe, ich beim triumphirenden Heimzuge dies Nest, euer Kloster, zerstören werde. Doch nicht allein euer Kloster, nein! auch Cäsarea, die Stadt, welche euch in ihrer Nähe duldete, soll zugleich in Schutt und Asche sinken und der Bauer soll dort Furchen mit dem Pfluge ziehen, wo euer Kloster und die Straßen der Stadt sich jetzt noch erheben. Daß dies alles geschehe, dafür bürgt Euch mein Schwur und Kaiserwort. Und nun Abt! rufe zu deinem Gott, zum kreuzgestorbenen Christus, damit er dich vor dem verheißenen Unheil bewahre. Wir wollen sehen, ob er dich schützt, wenn dein Kaiser dir zürnt!"

Er wendete bei diesen Worten sein Pferd und sprengte im sausenden Galoppe von dannen; ihm

nach sein Gefolge und die Krieger seiner Leibwache.

Still und wortlos schaute dem Zuge Basilius nach und blickte dann zum Himmel, als wollte er sagen: Auf dich hoffe ich, auf dich vertraue ich Herr! Lasse nun auch in dieser ernsten Prüfungsstunde mein Vertrauen nicht zu Schanden werden und mein Christenthum nicht zum Spotte der Heiden.

Dann ging er getröstet und gottvertrauend in sein Kloster zurück und erwartete muthig die Zukunft.

Tage und Wochen vergingen seit den Ereignissen, welche Kaiser Julians Ankunft in Cäsarea begleitet hatten. Siegesnachricht auf Siegesnachricht lief von seinem Heere ein. Die ganze Stadt Cäsarea harrte bange der Rückkehr des Kaisers aus dem Kriege und der Erfüllung seiner Drohungen, nur Basilius und seine Mönche fürchteten sich auf Gott vertrauend nicht.

Mitternacht war angebrochen und tiefe nächtliche Dunkelheit herrschte auf Erden. Ein dämmerndes Licht verbreitete die Lampe in einer der Kapellen des Klosters. Auf den Knieen lag in inbrünstiger Andacht zu Gott flehend Abt Basilius. Er bat um Beistand gegen den Zorn des Kaisers, aber nicht für sich und seine Mönche, denn gerne hätten diese mit ihm den Martyrertod erduldet, sondern für die benachbarte dem Kloster stets freundlich gesinnte Stadt Cäsarea. Während der fromme Abt noch so flehte, erfüllte plötzlich eine blendende Helle die Kapelle, so daß selbe davon erleuchteter war, als wenn sie von den Strahlen der Mittagssonne beschienen worden wäre, und im Mittelpunkte dieses Glanzes thronte

in unbeschreiblicher Schönheit Christus, der Heiland der Welt, umgeben von Schaaren von Engeln; er sprach, und seine Worte tönten melodischer als Harfenklänge:

„Verhöhnt liegt der Glaube, den ich mit meinem Blute gegründet habe, und die nichtige Eitelkeit der Erde triumphirt. Steig' aus deinem Grabe, Held Mercurius, in das dich die Todeswunde, welche deines Kaisers Hand dir schlug, geworfen. Fasse deine Eisenlanze und eile, mit den Kräften der Engel ausgestattet, hin auf das Schlachtfeld, wo der stolze Julian ras't und wirf den übermüthigen Sterblichen in den Staub, aus welchem er geschaffen!"

Seitwärts in der Kapelle war die Gruft, in welche die Mönche die Leiche des Hauptmanns Mercurius gelegt hatten, und wie nun die Worte der Erscheinung verklangen, erdröhnte die Erde, erklirrte Waffengeräusch und in aller Lebensfreudigkeit, Tod, Grab und Verwesung auf das ewige Gotteswort bezwingend, stieg der todte Hauptmann aus dem Grabe, neigte sich vor der leuchtenden Erscheinung und verschwand in eine Wolke gehüllt, welche ihn umgab.

Allmählich erblich jetzt auch die funkelnde Helle, welche die Kapelle erleuchtet hatte, aber noch immer lag, wie geblendet von der Herrlichkeit, die er gesehen, Basilius auf dem Antlitze, und als er sich endlich erhob, dämmerte schon das Licht des Morgens durch die Bogenfenster des Kirchleins. Da erhob sich der Abt und betete lange noch, bevor er sich in seine Zelle begab und über das gesehene, ihm nun beim Lichte des Glaubens unglaublich scheinende

Wunder nachdachte, bis er endlich von einem raschen Einfalle ergriffen die Zelle wieder verließ. Er ging zu einem alten Mönche, der jahrelang schon Sakristan des Klosters war, und forderte ihn auf, mit den Schlüsseln zu der Gruft des Hauptmanns ihm zu folgen, da er gerne noch einmal die Züge des verblichenen frommen Helden sehen wolle, bevor die Reste des für seinen Glauben Gestorbenen ein Raub der Verwesung würden.

Gehorsam machte sich der Sakristan bereit, den Wunsch des Abtes zu erfüllen, und zündete eine Lampe an, denn die Todtengruft war tief und dem Lichte des Tages unzugänglich. So stiegen sie nun die Steintreppen hinab, welche in das Gewölbe führten, und wälzten mit vereinten Anstrengungen den Deckel des Steinsarges ab.

Wie erstaunte jedoch der Abt und erschrack der Sakristan, als sie den Sarg leer fanden und von dem Leichname des Bestatteten auch nicht eine Spur erblickten, eben so wenig von seiner Rüstung und den Waffen. Der ganze riesige Körper mit seiner Kleiderhülle war verschwunden, und auch keine Spur von allem fand sich vor.

Angsterfüllt stürzte der Sakristan zu den Füßen des Abtes und flehte: „Herr erbarmt Euch meiner und laßt keinen Argwohn gegen mich in eurer Seele aufsteigen, denn schuldlos bin ich an dem Raube, welcher hier verübt worden zu seyn scheint. Laßt uns alle Bewohner des Klosters herbeirufen, vielleicht, daß wir auf diese Weise irgend erfahren, wer diesen fluchwürdigen, gottesschänderischen Kirchenraub verübte!“

Doch der Abt schien nicht auf diese eifrige Rede zu hören, er war in tiefes Nachdenken versunken, und als er wieder zu sich selber kam, legte er bedeutsam zum Zeichen unverbrüchlichen Stillschweigens seinen Zeigefinger auf die Lippen des alten Mönchs und sprach:

„Ich verschließe dir hiemit deinen Mund auf die Dauer eines Tages und einer Nacht. Morgen zu derselben Stunde, wie wir sie eben jetzt zählen, wollen wir uns wieder hieher verfügen und das Grab auf's Neue besichtigen."

Schweigend verschlossen sie die Ruhestätte wieder, welche der Abt hierauf noch überdieß versiegelte, und gingen dann ihren Geschäften nach. Als aber der andere Tag angebrochen war, fanden sich die beiden frommen Männer in der Kapelle ein; sie fanden das Siegel noch unverletzt, zitternd schlossen sie die Thüre auf und nahmen den schwarzen Stein vom Marmorsarge, in welchen der Sakristan bebend mit der Lampe leuchtete. Doch das Licht der Lampe brach sich funkelnd widerstrahlend an dem glänzenden Stahlpanzer des Hauptmannes, und bleich und groß lag des Todten Leichnam auf dem kalten Lager, nicht entstellt und nicht verändert, wie am Tage, an welchem man ihn hier begraben hatte.

Erstaunt betrachteten die Beiden nun aufmerksam die Leiche und gewahrten mit Beben, daß die Lanzenspitze des erschlagenen Kriegers mit frischem Blute hochroth gefärbt war.

Doch, unterbrach der Großvater seinen Vortrag, für heute ist's schon spät, morgen sollt ihr den Schluß der Legende hören.

Achtes Kapitel.

Das Ende der Legende.

Der Großvater fuhr seinem Versprechen gemäß am folgenden Tage folgendermassen fort:

„Mehrere Tage vergingen, seit der Abt und der Sakristan das gestern erzählte Ereigniß erlebt hatten, als sich wie in der benachbarten Stadt Cäsarea, so im Kloster das Gerücht verbreitete, eine große Schlacht sey geschlagen worden, ob aber der Kaiser oder seine Feinde gesiegt, wußte Niemand anzugeben. Doch sollte den Mönchen bald Aufklärung hierüber werden, denn vor der Klosterpforte fand man einen todtwunden Krieger, welchen die barmherzigen Mönche sofort in das Gebäude trugen und seine Wunden zu verbinden sich bestrebten.

Lange schon war der Krieger in tiefer Ohnmacht gelegen, jetzt erwachte er plötzlich, starrte mit weit aufgerissenen rollenden Augen im Kreise der Anwesenden umher und schrie mit gellender Stimme: „Ach wehe mir, wehe auch meinem Kaiser! Wir sind verloren, denn unserer harren alle Schrecken der Hölle. O, welch' fürchterliche Bilder zogen, während ich in Ohnmacht lag, an meiner Seele vorüber, böse Christen bedrohten mich gräßlich und nirgends fand ich Schutz und Ruhe vor den entsetzlichen Gestalten der Nacht. Ach, wie schnell ist meine hoffnungsvolle Jugend entflohen! Wie schnell hat sich meines Lebens glänzende Seite mit Nacht und Grauen bedeckt! Ich war ein freudiger, lebensfroher Jüngling,

der auf seinen Kriegesruhm und auf seines Kaisers Liebe stolz war, und jetzt — ach jetzt bin ich blos ein armseliger Sterbender. Betet ihr Mönche für mich, daß euer Flehen die grimmigen Geister verscheuchen möge, die mein Sterbelager zu umschweben scheinen. Dann hört, was ich euch erzähle von dem Tode des Kaisers, der der halben Welt gebot und nun ist, was auch ich bald seyn werde."

Tief schöpfte der Sterbende Athem, schwieg einige Minuten und begann auf's Neue folgendermaßen: — „Vor seines Heeres zahllosen Schaaren, von deren Waffenglanz weithin die Felder schimmerten und funkelten, hielt auf stolzem Rosse Kaiser Julian. Er hoffte und freute sich schon auf den Sieg, der ihm die Herrschaft über Persien verschaffen sollte. Kühn und trotzig blickte er, ein muthiger Feldherr, auf sein Heer und gleich ihm schwollen in Siegeszuversicht die Herzen aller seiner Krieger.

„Zwar standen uns gegenüber die Perser in zahlreichen wohlbewaffneten Streithaufen, doch, was galt uns der Widerstand von Barbaren, denen Roms Heer, angeführt vom Kaiser selbst, die Spitze bot? Schmetternd erklangen nun die Posaunen und riefen zur Schlacht, unsere Fahnen flatterten im Winde, weithin schimmerten ihre goldenen Adler und die Bogenschützen unseres Heeres überschütteten die Feinde mit einem Hagel von Pfeilen.

„Unser Kaiser hatte sich einen Lorbeerkranz um das Haupt gewunden und ritt befehlend und anordnend durch unsere Reihen, die schon im lebhaftesten Gefechte waren, als es auf einmal rauschte gleich einem Sturmwind, ein Hall gleich einem Donner-

schlag erdröhnte und dann wieder lautlose Stille entstand. Athemlos und voll gespannter Erwartung lauschten wir Alle, und siehe durch die Reihen der Kämpfenden sprengte auf schwarzem Pferde ein Riese daher, den wir nicht für einen Lebenden und nicht für einen Todten halten konnten.

„Gleich dem Antlitze eines Todten starrten bleich seine Züge aus dem Helme hervor und regungslos und wie erstorben blickten des Reiters Augen. Drohend schwang der unbekannte Krieger seine Lanze, daß sie wie ein Feuerrad anzusehen, und wo er die Erde mit ihr berührte, dröhnte sie mit Donnerlaut, und sinnlos fliehend entschaarte sich unser Heer bei seinem Anblicke.

„Nun sprengte der furchtbare Reiter gegen unsern Kaiser und legte gegen ihn seine Lanze an. Julian wurde bleich und Todesfurcht kam über ihn; er wollte fliehen, doch sein Hochmuth hielt ihn und er griff zu den Waffen, um sich gegen den geisterhaften Gegner zu vertheidigen; doch augenblicklich rannte ihm dieser die Lanze durch die Brust, und der stolze Kaiser sank zur Erde, ballte die Faust gegen Himmel und schrie noch sterbend: „Gott der Christen, du hast gesiegt!“ — Seines Reiters verlustig sprang des Kaisers wohlbekanntes Pferd durch der Krieger Reihen und überall verkündete sein Anblick, daß sein stolzer Herr gefallen sey. Aber der Fremde, dessen Lanze unsern Kaiser getödtet, sprengte unaufhaltsam fort. Die Perser griffen unser erschrockenes Heer mit ungewöhnlicher Kraft an, wir wurden geschlagen und ich trug diese Wunden aus der Schlacht, an

denen ich sterben werde. Betet, betet fromme Männer, ich fühle es, der Tod ist mir nahe!"

Mit diesen Worten sank der Krieger auf das Lager zurück, um sich nie wieder zu erheben, — er war todt. Zitternd standen die Mönche um das Sterbebett, bedeutsam drückte der Abt des alten Sakristans Hand, jener dachte an die Erscheinung jener Nacht, dieser aber an das leere und wieder gefüllte Grabmal und an die blutige Lanzenspitze. Und als nach Jahren der fromme hochbetagte Abt Basilius sein letztes Stündchen herannahen fühlte, erzählte er die seltsame Begebenheit seinen Brüdern, deren einer dieselbe aufschrieb und das sonderbare aber merkwürdige Ereigniß somit der Nachwelt überlieferte."

So erzählte mir der Mönch, als wir unter den Oelbäumen des Klosters auf dem Berge Athos saßen. Der Mond war während dieser seiner Erzählung aufgegangen und spiegelte sich, einen langen glänzenden Streif bildend, auf der Fläche des tief dunkelblauen Meeres. Er erhob sich schweigend und wir verfügten uns zur Ruhe, und der nächste Morgen fand mich auf dem Wege zur Meeresküste, wo ein Schiff mich aufnahm und wieder zu heimischen Gestaden trug. Mir ist der gute Alte, der mir diese Geschichte erzählte, ewig unvergeßlich geblieben und ich hoffe ihn einstens dort zu sehen, wohin die guten Menschen alle kommen werden — in dem Aufenthalte der seligen Geister, dem Himmel. Lebt auch ihr meine geliebten Enkel also, daß wir uns dort einst treffen.

Still hatten die Kinder seinen Worten gelauscht, als er aber geendet hatte, da schwuren alle in ihrem

Herzen den heiligen Schwur, stets gut und fromm zu leben, und sie haben ihn auch getreulich gehalten, alle Tage ihres Lebens.

Neuntes Kapitel.

Schwäbische Kriegsgeschichten.

Als am folgenden Abende alle sich wieder in dem Zimmer des Großvaters versammelt hatten, meinte derselbe, wenn nicht alle Zeichen trügen, so werde wohl heute Xaver, (einer seiner Enkel etwa 11—12 Jahre alt) eine Geschichte zu erzählen wissen, denn derselbe komme so eben über den Hof und sehe gerade aus, als studire er über das Vorzutragende nach.

Xaver war unter diesen Worten eingetreten, er trug ein mit Farben bemaltes Bild in der Hand und heftete dasselbe an die Wand. Es stellte aber das Bild sieben Männer vor, welche einen gewaltigen Spieß in der Hand hielten und muthig mit demselben gegen ein Gebüsch marschirten. Unter dem Bilde stand jedoch mit großen Buchstaben: „Die schwäbische Hasenjagd" und diese Geschichte wollte Xaver, wie er auch erklärte, so eben erzählen.

Allein er traf lebhaften Widerstand an; denn sein Bruder Georg erklärte mit ernsten Worten, es sey diese läppische und abgedroschene Erzählung gar nicht geeignet, in diesem Kreise, wo sie bisher nur Schönes und Gutes gehört hätten, vorgetragen zu werden. Georg wurde von dem Großvater unterstützt, an den der kleine Xaver zu appelliren Miene

machte, nun aber traurig den Kopf hängen ließ, worauf der Großvater mit den Worten aufstand: „Tröste dich guter Junge, du sollst nicht um deinen Geschichtsvortrag kommen und da du, wie es scheint, recht darauf erpicht bist, schwäbische Thaten zu erzählen, so will ich dir helfen, daß du dein Vorhaben heute doch noch vollführen kannst.“

Er holte bei diesen Worten aus seiner Büchersammlung einen großen Folianten herbei und gab eine Erzählung daraus, nachdem er selbe lange gesucht, seinem Enkel zum Lesen. Freudig ergriff dieser das schwere Buch, machte es sich bequem und begann hierauf folgendermaßen:

In der Mitte des zehnten Jahrhunderts lebte auf einer Ritterburg, unweit dem Ufer des Donaustroms ein braver und rechtschaffener Herr, Berchtold geheißen. Seine Unterthanen liebten ihn, wie einen Vater, und es war auch keiner unter ihnen, dem der Schloßherr, wie man ihn gewöhnlich nannte, nicht schon Gutes erwiesen hatte.

Seine Gemahlin war eben so edel und gut, wie der Ritter, und die Zuflucht der Armen und Kranken auf viele Stunden in der Runde. Das wackere Ehepaar war lange Zeit kinderlos geblieben und war oft recht traurig, wenn sie bedachten, daß das schöne Schloß und alle die Güter, die zu demselben gehörten, nach ihrem Tode in fremde Hände kommen sollten.

Da erhörte Gott unvermuthet ihre Bitte um einen Erben, und Ritter Berchtold's Freude und seiner Unterthanen Jubel war unermeßlich, als ihm

ein Sohn geboren wurde, der in der Taufe den Namen Adalbert erhielt.

Der Knabe wuchs frisch und gesund heran und machte das sonst so öde Schloß zu einem Tummelplatz der Kinderspiele und Fröhlichkeit; denn sein Vater sah es gerne, wenn die Kinder des Dorfes, welches sich am Fuße des Schloßberges befand, sich einfanden, um seinem Kinde die Zeit vertreiben zu helfen.

Doch als der Knabe älter wurde, da sandte ihn sein Vater, damit er den Gebrauch der Waffen und adeliche Sitten erwerbe, an den Hof eines benachbarten Fürsten, allwo er mehrere Jahre zubringen sollte.

Die gute Mutter weinte heiße Thränen, als sie sich von ihrem Sohne trennen mußte, ahnte sie vielleicht, was ihr bevorstand? denn ach, kurze Zeit nachher, als die edle Frau von einem Besuche, den sie bei einer fieberkranken Bauernfrau gemacht hatte, zurückkehrte, erkrankte sie selber schwer, und nicht konnten die Gebete ihrer Unterthanen, nicht das schmerzbewegte Händeringen ihres trauervollen Gatten ihr das Leben fristen, denn schon am zweiten Tage starb die Gute, ohne daß ihr letzter Wunsch, ihren Sohn noch einmal zu sehen, erfüllt werden konnte.

Des Knaben Adalbert's Schmerz zu schildern, als er kam und die theure Mutter, die er gesund und wohl verlassen, todt und im Sarge fand, ist nicht zu beschreiben. Mehrere Tage blieb er noch im Schlosse, bis er sich ausgeweint, dann zog er wieder von dannen und tiefe Stille herrschte wieder in dem weitläufigen Gebäude, in welchem, um den

Ritter Berchtold in seinem Kummer nicht zu stören, selbst die Dienerschaft ihre Geschäfte leiser zu verrichten strebte.

So vergingen mehrere Jahre und ein Knappe brachte dem Ritter Berchtold die Botschaft, daß sein Sohn, der erst vor kurzem bei einem Turniere, wo er sich des ersten Preises würdig gemacht habe, zum Ritter geschlagen worden sey und in wenigen Wochen in der geliebten Heimath eintreffen werde.

Noch eine Nachricht brachte der Knappe, die Botschaft von dem Einfalle der Ungarn. Jahrhunderte lang war dieses kriegerische Volk schon der Schrecken der Deutschen gewesen, und nun kamen sie gewaltiger als je, und ihrer Hunderttausende überflutheten Deutschland. Alles Volk flüchtete mit Hausrath und allem beweglichem Gute vor ihrem Grimme in die befestigten Städte, Schlösser und Klöster oder in die Wälder und unwegsamen Gebirge. Wo die Feinde einen Ort eroberten, tödteten sie die Männer und führten Weib und Kind in die Sklaverei.

Der deutsche Kaiser sammelte ein Heer, um dem rastlosen Vordringen der Barbaren Einhalt zu thun. Auch Ritter Berchtold sammelte seine Dienerschaft und bewaffnete seine Unterthanen, um sein Schloß zu vertheidigen, falls die Feinde in jene Gegend kommen sollten, bevor eine Hauptschlacht geschlagen würde, oder wenn dies letztere geschehe, mit all' den Seinigen zum christlichen Heere zu ziehen.

Sein Sohn sandte ihm auch bald Botschaft, mit dem letztern nicht zu säumen, da die Ungarn bereits Augsburg belagerten und der Kaiser sich in

raschen Tagereisen mit seinem Heere nähere, um der bedrängten Stadt zu Hilfe zu kommen.

So machte sich denn Ritter Berchtold alsbald mit seinen Reisigen auf, und eilte dorthin, wo er zu des Kaisers Heer stoßen zu können glaubte, nicht ohne unter Wegs manches Scharmützel mit einzelnen Streifparthien der Ungarn bestanden zu haben.

Die Stadt Augsburg war von ihren Schaaren hart bedrängt, doch hielt sie sich tapfer. Durch ihre Lage zwischen dem Lech und der Wertach auf einer sanften Anhöhe war sie schon den Römern als ein vortheilhafter Waffenplatz bekannt und diesen Ruf sollte sie auch jetzt bewähren. In ihr wohnte viel Volk, im Frieden mit jeder Kunst und jedem Gewerbe wohl vertraut, und im Krieg ohne Furcht und ohne Tadel dem Feinde gegenüber.

Gegenwärtig war die Stadt mit zahllosen Flüchtlingen angefüllt, die fast verzagten, als sie die gefürchteten Feindeshorden auf ihren raschen Pferden die Stadt umkreisen und einen Regen von Pfeilen auf sie abschießen sahen. Doch der fromme und muthige Bischof Udalrich, aus dem edlen Geschlechte der Grafen von Kyburg und Dilingen, ermunterte sie und behauptete tapfer die Stadt.

Bei Donauwörth war Ritter Berchtold zum kaiserlichen Heere gestoßen und nun zog man Augsburg zu. Von Augsburg aufwärts breitet sich eine unübersehbare Ebene aus ohne Baum und Strauch, das Lechfeld genannt. Als in dieser Ebene der deutsche Kaiser die Ungarn gelagert fand, bereitete er sich unverzüglich zur Schlacht und Schaar um Schaar der Deutschen griff an. Aus dem rothen

Thor von Augsburg zog Bischof Udalrich mit seinem Bruder Grafen Theodor nebst vielem Adel und Stadtvolk zu Roß und zu Fuß. Der tapfere Bischof selbst ritt, ein Kreuz in der Rechten, seinen Begleitern voran.

Ein furchtbarer Kampf begann, und schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Ungarn, als der Kaiser mit einer bewährten Schaar von Rittern und Knappen die Feinde angriff und ihre Ordnung trennte, während die Deutschen Mann für Mann zusammenrückten. Die Ungarn wurden immer weiter gegen den Lech gedrängt und wehrten sich mit dem Grimme der Ueberzahl und der Verzweiflung. Es war ein fürchterliches Morden, zweier großen Völker Schicksal sollte an diesem Tage, es war der 10. August 955, für lange Zeit entschieden werden.

Viele deutsche Helden sanken. Auch Theobald des Bischofs Udalrich Bruder und Reginbald, sein Neffe, lagen als Leichen auf dem blutigen Kampfgefilde. Der Herzog der Franken, Konrad, ein tapferer Degen, öffnete, um frische Luft zu schöpfen, die Halsbänder seines Panzerhemdes, da kam ein rascher Pfeil und durchbohrte, ihn zu Boden streckend, seinen Hals. Schwere Wunden erhielten der Bischof von Eichstädt, und jener von Regensburg. Der letztere lag in Ohnmacht unter den Todten, neben ihm ein verwundeter Ungar, der sich sterbend noch das Vergnügen machen wollte, den Bischof zu plündern. Durch diese Berührung erwachte er jedoch aus seiner dumpfen Betäubung, tödtete den Heiden und erlangte später vollkommene Wiederherstellung von seinen Wunden.

Mitten in dem Schlachtgetümmel sah Ritter Berchtold einen jungen Deutschen, der von Kopf zu Füßen geharnischt, sich muthig gegen eine Ueberzahl Feinde vertheidigte. Sein Tod schien gewiß, denn schon blutete er aus mehreren Wunden und seine Schwerteshiebe fielen fast kraftlos.

Da deutete Ritter Berchtold seinen Knappen dorthin, wo er das empörende Schauspiel nicht mehr mit ansehen konnte und stürzte zum Beistande des jungen Kämpfers herbei.

Heulend flohen die Ungarn, und Ritter Berchtold wandte sich, die Verfolgung der Feinde seinen Reisigen überlassend, zu dem Krieger, den er gerettet zu haben glaubte, doch derselbe war vom Pferde gesunken, und als der hilfreiche Berchtold ihm liebreich den Helm öffnete, um ihm frische Luft zu verschaffen, erschrack er so sehr, daß er sich an dem nahestehenden Pferde halten mußte, um nicht umzusinken, denn derjenige, welcher vor ihm todtbleich und, den vielen Wunden nach, unrettbar verloren dalag, war sein eigener Sohn, sein Adalbert.

Der junge Ritter öffnete die Augen, er erkannte seinen Vater und drückte ihm wehmüthig die Hand, indem er flüsterte: „Leb' wohl geliebter Vater! ich sterbe in der Vertheidigung meines Vaterlandes den Heldentod, und der ist süß. — Aber doch ist es schwer, von diesem Leben zu einer Zeit Abschied zu nehmen, wo es seine Blüthen erst recht zu entfalten beginnt. Doch Gottes Wille geschehe! — Vater im Himmel verzeihe mir meine Sünden und nimm mich auf zu dir. Herr erbarme dich meiner!"

So röchelte der junge Krieger, während sein Vater fast verzweifelte. Sein Athmen wurde immer schwerer und schwerer, endlich schloß er die Augen und war eine Leiche.

Da ergriff wilde Kampfglut seinen Vater, sanft legte er den todten Sohn auf einen erschlagenen Feind, bestieg das Roß und stürzte in das dichteste Getümmel der Schlacht, bis auch er nach wenigen Minuten schwer verwundet vom Pferde sank.

Die Ungarn waren gänzlich geschlagen und kamen nie wieder nach Deutschland und ewig denkwürdig bleibt die Lechfeldschlacht bei Augsburg.

Ein trauriger Zug bewegte sich jedoch Tags darauf auf dem Wege nach Schloß Hirschberg. In einer Tragbahre trug man den Ritter Berchtold voraus, während man in einer andern seinen Sohn trug. Ritter Berchtold genaß langsam von seinen Wunden, doch seine Lebensfreude war dahin und in wenig Jahren ruhte er an der Seite seines tapfern Sohnes, nachdem er alle seine Güter zu wohlthätigen Zwecken vermacht hatte.

Xaver hatte geendet, er machte das Buch zu und meinte, so lieb ihm das Leben sey, so möchte er doch auch einmal für das Vaterland kämpfen und gelte es auch den Tod, so sey es doch schön gestorben und lange noch töne ruhmvoll der Name der todten Helden.

Der Großvater gab ihm Recht, indem er sprach: Schon die alten Völker, die Römer und Griechen, hießen den Tod auf dem Schlachtfelde so gut, wie unsere Voraltern, die Deutschen, vorzugsweise den Ehrentod. Wenn es in unserer Zeit, Dank sey es

der Civilisation, weniger Gelegenheit gibt, ihn zu sterben, so werdet ihr liebe Kinder, wenn sich euch die Gelegenheit je bieten sollte, mit Gut und Blut für das Vaterland einzustehen wissen.

Seine Enkel gelobten dies sämmtlich und Georg sprach: „Ja Großvater du sollst sehen, daß ich für mein Vaterland, wenn der Augenblick kommt, mein Leben jede Stunde in die Schanze schlagen werde."

Zehntes Kapitel.

Des Vaters Erzählung.

Es ging schon gegen den Monat November und das Laub der Bäume, welches schon längst der Herbst gelb gefärbt hatte, fiel allmählich zur Erde. Die Familie Seehofen war sehr bekümmert über des Vaters Ausbleiben, denn schon war die Zeit verflossen, welche er als den Moment seiner Heimkehr festgesetzt hatte. Es war auch kein Schreiben von ihm eingetroffen, welches jedoch die Seinigen wenig wunderte, da der Postverkehr durch die überall sich kundgebenden kriegerischen Bewegungen gehemmt und nicht selten gänzlich unterbrochen war.

Der Großvater war mit den Knaben eben im Garten und während dieselben fröhlich auf den Bäumen herumkletterten und dieselben ihrer Früchte beraubten, waren die Mutter und Klara, welche sehr schön herangewachsen war, emsig beschäftigt, die Früchte aufzulesen und in großen Körben in das Haus zu tragen.

Plötzlich rief Xaver, der zu höchst auf den großen Birnbaum gestiegen war und von dort gleich einer Warte die Landstraße weit übersehen konnte: „Dort kommt ein Fuhrwerk daher gefahren! Ei, wenn es der Vater wäre!“ — Alle schauten nach diesen Worten in lebhafter Spannung eifrig nach der bezeichneten Richtung, konnten jedoch, da sie den hohen Standpunkt des Beobachters nicht hatten, nichts sehen.

Xaver hatte indeß das nahende Gefährte nicht aus den Augen verloren und rief endlich: „Gewiß es ist der Vater, denn ich kenne jetzt unser Pferd, es ist der Rothschimmel. He da, juhe! aufgemerkt, der Vater kommt!“

Auf diesen Ausruf ließ er sich schnell an den Zweigen hernieder und eilte den übrigen Geschwistern nach, die auf diese überraschende Kunde in großen Sprüngen in das Haus und durch dasselbe in den Vorhof eilten und dort das große Thor öffneten.

Wirklich nahte Herr Seehofen, begrüßte freudig die Seinigen und ging, während Georg das Pferd besorgte, in das Wohnzimmer und besprach sich mit seinen Kindern über das, was sich in ihrem beschränkten Kreise während seiner Abwesenheit Alles zugetragen hatte.

Da jedoch der Vater noch vieles zu besorgen hatte, so gingen die Seinigen bald wieder ihren Geschäften nach und erst am Abende versammelten sie sich beim Großvater und erzählten dem Vater, was sie während seiner Abwesenheit in diesem traulichen Kreise alles erfahren hatten.

Obwohl Herr Seehofen durch die Strapazen der Reise ziemlich angegriffen war, unterhielt er sich

doch mit großem Vergnügen mit den Seinigen, vorzüglich war es unter seinen Kindern Georg, mit welchem er viel und gerne sprach. Dies hatte seinen Grund vorzüglich darin, daß Georg, als der Aelteste, seinen Gedanken und Ideen am meisten beistimmen konnte.

Er hatte dem Vater so eben in kurzen Umrissen die Begebenheiten auf seinem letzten Ausfluge, welche wir schon kennen, erzählt und theilte jetzt demselben mit, daß er schon seit einigen Tagen in einem sehr interessanten Buche, welches vom Fall und Untergange des polnischen Reiches handle, lese, und ihn der großartige Gegenstand sehr anspreche.

Es freut mich, sagte der Vater, daß du an dem Schicksale eines Heldenvolkes, dem die selbstsüchtige Welt der heutigen Tage kalt den Rücken kehrt, einiges Interesse findest; ich will euch deßhalb auch etwas aus der Geschichte jenes Landes erzählen, das ich selbst erlebt habe, und das wesentlich dazu beitragen wird, euch über die damaligen Zustände in Polen aufzuklären. So hört denn:

Die Geschichte eines Leibeigenen.

Ich stand bereits im reifen männlichen Alter, als ich in Geschäften meines Vaters, eures hier anwesenden Großvaters, reiste. Der Großvater handelte unter andern auch mit Getreide und bezog dasselbe auch aus Polen, das damals für das ganze nördliche Deutschland eine wahre Kornkammer war.

So hatte ich denn auch im Winter des Jahres 1793 dorthin zu reisen, um einerseits Bestellungen

zu machen, anderseits die Rechnungen unseres Handelshauses in's Reine zu bringen. Es war eben kein sonderliches Vergnügen, durch dichte Wälder oder durch öde Heiden über den Schnee so einsam dahin zu fahren; denn es wehte eine kalte schneidende Luft, und in beängstigender Nähe, als witterten sie einen willkommenen Fraß, heulten die Wölfe auf schauderhafte Weise.

Ich erreichte auch etliche Male nur mit Mühe einen Wohnsitz menschlicher Wesen, um mit genauer Noth dem Schicksale, diesen wüthenden Bestien zur Beute zu werden, zu entgehen; nicht selten hatten sie auch oft meinen Schlitten bis auf die geringe Entfernung von etwa zwanzig Schritten eingeholt, und nur durch das unaufhörliche Feuern aus meiner Jagdflinte, welche ihr Ziel in den dichtgedrängten Haufen selten verfehlte, hielt ich die reißenden Thiere in einigem Respekte.

Eines Abends — schon begann es stark zu dunkeln und ein übelriechender Nebel vermehrte noch die anbrechende Dämmerung — führte mich die Straße durch einen großen Forst, und eine eisige Kälte machte mein Blut trotz des dicken Bärenpelzes, in welchen ich mich sorgfältig gehüllt hatte, halb erstarren und erweckte lebhafte Wünsche in mir, recht bald in der wohl noch mehrere Stunden entfernten Herberge in behaglicher Ruhe zu weilen.

Ich trieb mein Pferd zu größerer Eile an; das Thier war ein trefflicher Renner, aber der leicht aufgelockerte Schnee, der erst den vergangenen Tag gefallen war, ermüdete es ungewöhnlich. Auf einmal spitzte das kluge Thier seine Ohren, und zeigte ein

so scheues Wesen, daß ich nicht mit Unrecht etwas Ungewöhnliches in der Nähe vermuthen konnte. Wirklich ließ sich bald darauf aus nicht sehr beträchtlicher Ferne das heisere Heulen eines Rudels hungriger Wölfe hören. Vergebens strengte mein Pferd seine abgematteten Kräfte an, es wurde zusehends immer müder und sein Gang langsamer, während näher und näher das Geheul der Wölfe ertönte. Sein und mein Untergang schien sicher und ich schaute bedeutsam nach der Zündpfanne meines Gewehres, und lockerte den Säbel in der Scheide, um mich so lang als möglich gegen diese grausamen Thiere zu vertheidigen.

Plötzlich hielt der Schlitten still und das Pferd stand am Rande eines jähen Abhanges, und es galt nunmehr, entweder im raschen Laufe die Ebene zu erreichen, freilich mit der Gefahr, Hals und Beine zu brechen, oder sich der nicht minder sichern Gefahr, den Wölfen als Beute zu fallen, zu überliefern.

Hier gab's keine Zeit zu langem Bedenken und Zaudern. Ein kräftiger Schlag mit der Peitsche machte das Pferd mit meinem Entschlusse bekannt, aber der dunkle Abhang erschreckte es, nur mühsam behielt ich mit Aufwand aller meiner Kräfte die Zügel in der Faust, dann bäumte es sich auf einmal hoch auf und eilte in wilden Sätzen den Abhang hinunter.

Mein leichtgebauter Schlitten zerschellte an den umherliegenden Steintrümmern in tausend Stücke, ich selber wurde von der Gewalt des Stoßes wohl eine Klafter weit hinweg geschleudert, stürzte eben nicht sanft zu Boden und brach das Bein. Da lag

ich nun, von fürchterlichen Schmerzen gepeinigt, das Geheul der Wölfe ringsum im Walde und ohne alle Aussicht, aus ihrem Rachen oder aus der sichern Gefahr des Erfrierens gerettet zu werden.

Der beschädigte Fuß schwoll schneller an, als ich dachte, allmählich stellte sich auch eine Art Wundfieber ein und verursachte mir brennenden Durst, der so unerträglich wurde, daß ich mich genöthigt sah, denselben mit Schneewasser zu stillen; doch verzweifelte ich selbst in dieser grauenhaften Lage nicht; das Gebet macht muthig, stark und vertrauungsvoll, das habe ich damals erfahren.

Nach einem qualvollen Zeitraum, den ich nicht bemessen konnte, denn meine Uhr war durch den Fall stehen geblieben, der mir jedoch eine halbe Ewigkeit schien, trug das Echo Peitschengeknall zu meinen Ohren. Wie ihr wißt, ist mir nichts mehr zuwider als dieser ohrzerreißende Ton, doch damals hielt ich ihn für die schönste Musik. Ein junger polnischer Bauer kam des Weges gefahren und nahm mich, als er meinen Unfall erfahren, mit der freundlichsten Bereitwilligkeit auf seinen Schlitten, nachdem er vorher sich meines Pferdes versichert hatte, welches wenige Schritte von mir entfernt an den Bäumen herumschnuppernd die genießbaren Theile derselben abfraß, und befestigte es neben seinem Zugthiere.

So kamen wir spät genug im nächsten Dorfe an, in welchem mein Retter wohnte. Ihr, die ihr in ordentlichen Wohnungen aufgewachsen, könnt' euch gar keinen Begriff machen von der Erbärmlichkeit und dem armseligen Zustande der Häuser der polnischen Bauern. Kleine niedrige Hütten, aus Holz

gebaut, dessen Zwischenräume mit Moos und Lehm verstrichen sind, müssen ihnen vor dem winterlichen Froste Schutz gewähren; und im Innern starrt den Eintretenden ein solcher Schmutz und eine solche Unreinlichkeit entgegen, daß er eher in einen Schweinstall als in eine Menschenwohnung getreten zu seyn glaubt. Und erst die Bewohner! Aus den Blicken halbnackter Menschen begrüßt einen in der Regel Stumpfsinn und Gefühllosigkeit. Ihr werdet fragen, woher diese entsetzliche Entartung komme? Und die Antwort will ich euch nicht schuldig bleiben! Seht, der polnische Bauer hat einen Eigenthümer, dem er zugehört, wie bei uns Ochse, Kuh oder Kalb einen Besitzer hat, der es benützt und mit ihm nach Gefallen umgehen kann; gerade so macht es der polnische Herr mit seinen Untergebenen, welche man, da gleichsam ihr Leib Jemand anderm eigen, Leibeigene nennt. — Er kann seinen Leibeigenen verkaufen, vertauschen oder umbringen, oder auch in kalter Winternacht von Haus und Hof jagen, er glaubt nur in seinem Rechte zu seyn. Erwirbt so ein Leibeigener auch ein Vermögen, so gehört auch dieses nicht sein, sondern, wenn es dem Edelmanne, dem er mit Leib und Leben gehört, einfällt, kann ihm dieser alles bei Heller und Pfennig nehmen. Auch die Kinder dieser Leibeigenen sind wieder Sklaven. Daß unter solchen Umständen von Bildung und Gefühl der Menschenwürde, so wie von Trieb zum Weiterschreiten, zur Verbesserung der Lage bei dem polnischen Bauern nirgends eine Spur sich findet, könnt ihr euch denken. So ist denn der Leibeigene zur tiefsten Niedrigkeit geboren, lebt in Elend, Verach-

tung und thierischer Gleichgültigkeit dahin und sieht sich von allen Seiten mit Füßen getreten, mißhandelt und verhöhnt.

Doch laßt mich nicht länger bei einem Gemälde verweilen, welches mein Herz mit Eckel und Verachtung erfüllt. Nur derjenige, der seinem Menschenhasse und seiner Menschenverachtung nachhängen will, kann länger die schaudererregenden Züge der Leibeigenschaft betrachten.

Eine seltene Ausnahme von der Abgestumpftheit der Leibeigenen machte die Familie des jungen Bauern, der mich so freundlich meiner schrecklichen Lage entrissen hatte. Zwar unterschied sich seine Wohnung keineswegs im Aeußern von den dieselben umgebenden Häusern; aber im Innern herrschte eine behagliche und gefällige Reinlichkeit und ein gewisses Streben, den traurigen Stempel der Leibeigenschaft, der in den düstern Mienen der Bewohner ausgeprägt zu sehen war, möglichst zu verhüllen.

Vor der Hütte angekommen, pochte Ladislaus, so wurde mein Retter genannt, laut an die kleine Pforte, worauf ein ältlicher Mann herauskam und die Pferde ausspannen half.

„Vater," sagte Ladislaus, „hier ist ein Fremder, welchen ich auf dem Wege mit gebrochenem Fuße fand; ich nahm ihn mit hieher, denn ich konnte es nicht über das Herz bringen, ihn hilf- und hoffnungslos am Wege liegen zu lassen!"

Ich wollte meinen Unfall erzählen; aber der Alte unterbrach mich hastig mit den Worten:

„Was braucht's da viel zu reden! Ihr seyd ein Unglücklicher und schon aus dieser Ursache uns,

die wir täglich das Unglück zu Gaste haben, willkommen!"

Hierauf trugen sie mich, sanft anfassend, vorsichtig in die Hütte, über welche ich jene Beobachtungen machte, welche ich schon vorher erzählte, und ließen mich dort auf das Strohlager neben dem warmen Ofen nieder. Ladislaus entfernte sich hierauf, und holte einen alten, im Dorfe wohnenden Juden herbei, welcher einiges von der Wundarzneikunde verstand, um ihn über meinen Zustand zu Rathe zu ziehen. Der Jude sah bald ein, wo es fehle, und bereitete sich zur Einrichtung des gebrochenen Gliedes, welche glücklich und auch ziemlich schmerzlos vorüberging, und da das Wundfieber nicht sehr bedeutend war, versank ich bald nach überstandener Operation in tiefen Schlaf.

Die guten Leute, deren Gast ich auf so ungewöhnliche Art geworden, wandten alle ihnen zu Gebot stehenden Mittel eifrig an, mir meine traurige Lage so erträglich als möglich zu machen. Besonders erzeigte mir der junge Ladislaus ungewöhnliche Theilnahme. Dieser sonderbare Mensch hatte gleich von vornherein meine Theilnahme in hohem Grade gewonnen und es ist daher nöthig, daß ich ihn, den ich nie vergessen werde, näher beschreibe. — Er war groß und schlank gebaut und eine eigenthümliche Schwermuth ruhte auf seinen männlich schönen Gesichtszügen, in welchen etwas sehr Edles und Ausdruckvolles lag. Während meiner Krankheit saß er oft stundenlang an meinem Lager und wir plauderten oft und viel miteinander.

Eines Tages erfuhr ich von ihm, nachdem er mir mit der ihm eigenen schönen Art, zu erzählen, schon eine Menge Mährchen und Sagen erzählt hatte, deren er sehr viele wußte, daß er als Kutscher seines adelichen Gebieters, dem er leibeigen zugehöre, einen Theil von Deutschland und Frankreich gesehen habe; hieraus konnte ich mir denn leicht erklären, warum er mehr Bildung besaß, als die gewöhnliche Klasse der polnischen Bauern.

So verstrich auf diese Weise die Zeit bis zu meiner Wiederherstellung sehr angenehm und ich und Ladislaus waren inzwischen Freunde geworden, denn mir war es gleichgültig, daß auf dem jungen Bauern die Schmach der Leibeigenschaft ruhte; verdient doch auch der Sklave, wenn er gut und edel ist, Liebe und Achtung so gut, wie der stolze adeliche Herr.

Während dieser Zeit bemerkte ich auch häufig, daß öfters fremde Männer die Hütte besuchten, und nachdem sie sich mit Ladislaus in eine entlegene Abtheilung derselben zurückgezogen, viel und mancherlei zu besprechen hatten, was der junge Pole als Geheimniß zu betrachten schien.

Mein Freund machte Ausflüchte, wenn ich mich bestrebte, ihn über den Zweck dieser Versammlungen auszuforschen, was mich jedoch keineswegs hinderte, das Ziel meiner Neugierde zu verfolgen. Am Ende konnte auch Ladislaus meinen wiederholten Bitten und Bestürmungen nicht mehr widerstehen und eröffnete mir, daß die gesammte polnische Nation einen Aufstand vorbereite, um die unerträglichen Anmassungen ihrer Nachbarn, besonders der Russen, mit dem größten Nachdrucke zurückzuweisen, welchen Zweck

auf andere Art als durch Gewalt der Waffen zu erreichen, unmöglich sey.

Doch ich muß, damit ihr den Hergang der Sache gehörig versteht, einiges aus der polnischen Geschichte vorausgehen lassen.

Die Polen gehören ihrem Ursprunge nach zum großen Stamme der Slaven, zu welchen auch die Ungarn und Böhmen gehören, und der, wie viele Geschichtsforscher behaupten, mit der deutschen Nation verschwistert ist. Sie wurden anfangs von erblichen Königen aus dem Hause der Piasten und Jagelanen beherrscht; nach dem Aussterben der letztern begannen die Wahlkönige mit Heinrich von Valois, der, als sein Bruder, der König von Frankreich, starb, Polen heimlich verließ und die polnische Krone mit der französischen vertauschte.

Die Wahlkönige hatten keine so große Macht und hingen von der Unterstützung des Adels ab, dessen ewige Streitigkeiten und Zwiste das unglückliche Polen in eine Menge von Parteien zerrissen. Diese beständigen unruhigen Zustände dienten um das Jahr 1772 den Beherrschern von Preußen, Oesterreich und Rußland zum willkommenen Vorwande, die schönsten und fruchtbarsten Theile des Landes militärisch zu besetzen und für sich in Anspruch zu nehmen und sodann das arme Land mit einer Anmassung und Willkühr zu behandeln, welche beispiellos in der Weltgeschichte dasteht.

Der damalige Polenkönig, Stanislaus Poniatowsky, sah diesem Treiben ganz ruhig zu, denn er war ein Schwächling ohne That- und Willenskraft und gehorsamer Diener der Kaiserin von

Rußland, deren Machinationen er die Krone verdankte. Von seiner Nation, deren heiligste Interessen er schändlich verrieth, wurde er gehaßt. Gerade um das Jahr 1793, in welches meine Erzählung und mein Aufenthalt in Polen fällt, wurde Polen von einer gewaltigen russischen Armee besetzt und die Absicht, die Selbstständigkeit des Landes zu vernichten, trat jeden Tag deutlicher hervor. Da ermannten sich die Freunde des Vaterlandes und beschlossen, ihre Unabhängigkeit mit dem Schwerte in der Faust zu behaupten und lieber ehrenvoll zu sterben, als die Schmach der Unterdrückung länger zu dulden.

Jetzt, nach diesem Eingange kann ich meine Erzählung wieder aufnehmen.

Wohl hatte Ladislaus mir die Einzelnheiten des vorhabenden Unternehmens getreulich mitgetheilt, doch schien es mir immer, als ob ihn irgend ein Umstand noch abhielte, mir eine Seite seines Innern zu eröffnen.

Ich gab ihm dieses eines Tages zu verstehen und sagte vorwurfsvoll, daß es nicht freundschaftlich von ihm sey, mir gegenüber noch ein Geheimniß zu behalten.

„Du mißkennst mich," entgegnete mir finster Ladislaus, „warum sollte ich dir etwas verschweigen? doch du hast Recht, mir Vorwürfe zu machen. So höre denn noch eine Nachtseite meines Lebens! Ich war mit der Tochter eines Leibeigenen verlobt und der Tag unserer Hochzeit nahe. O Maria war ein liebes, schönes Kind und wie gut war sie mir nicht! Eines Tages, wenige Wochen vor unserer Vermäh-

lung, kam der älteste Sohn unseres adelichen Herrn von Reisen zurück und erblickte zufällig meine Braut. Ihre Schönheit fesselte den Wüstling und erweckte in seinem Herzen böse Leidenschaften.

Als wir nun zur Trauung in die Kirche gingen, erschien plötzlich Bogeslav, der junge Herr, mit mehrern Bedienten, riß die Braut von meiner Seite und führte sie in sein Schloß. Wo sollte ich, ein Leibeigener, klagen gegen den schändlichen Frevler! Ich mußte meinen Grimm verbergen und schweigend gleich einem Hunde die Hand küssen, die mich so unerhört mißhandelt hatte.

Wie ich nun gewiß weiß, trat unser Gebieter mit seinen Söhnen auf die Seite der russischen Unterdrücker; sie kämpfen gegen ihr Vaterland und sind Verräther. So lange nur ich ihren bösen Anschlägen ausgesetzt war, duldete mein Herz ohne Murren und ertrug geduldig seine Qualen, denn gegen meinen Herrn will ich nicht die Hand erheben; aber jetzt sind sie Verräther am Heiligthume des Vaterlandes und als solche wird sie meine Rache mitten in ihren Sünden treffen."

Eine gewisse Begeisterung röthete bei diesen Worten die bleichen Wangen des jungen Bauern; er erglühte in edlem Unwillen, und als ich ihm theilnehmend die Hand drückte, schaute er mir dankber mit wehmüthigem Lächeln in's Gesicht.

„Du billigst meinen Vorsatz," fuhr er fort, „das sagt mir dein Händedruck, doch du sollst noch Entsetzlicheres, du sollst Mariens fernere Schicksale hören. — Nach kurzer Zeit verstieß, in winterlicher Kälte und Nacht, der Wüstling Bogeslav die Unglückliche,

die sich weder zu ihren Eltern noch zu mir, der sie gerne aufgenommen hätte, getraute. Rath- und mittellos irrte sie auf den Feldern umher, wo man sie am andern Tage erfroren fand. Was sagst du, lieber Freund, zu solchem Gräuel?"

Ladislaus wischte eine Thräne aus den Augen und schlich in's Freie. Doch für heute meine Lieben muß ich mich verabschieden von Euch, denn ihr dürft's wohl glauben, daß ich herzlich müde bin; morgen sollt ihr die Fortsetzung hören!"

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung.

Am folgenden Abende fuhr der Vater also zu erzählen fort: Von dieser Zeit an sprachen wir nur mehr von Polen und seiner ungewissen Zukunft. Obgleich ein Deutscher, zog mich mein Herz zu dem unglücklichen Volke, das ein Opfer treuloser Nachbarn und eines selbstsüchtigen Adels wurde. Wer sein eigenes Vaterland warm und aufrichtig liebt, wird immer die bittern Gefühle einer andern von Fremdherrschaft niedergedrückten Nation theilen.

Mein Fuß wurde indeß immer besser und bald konnte ich an der Krücke die Hütte verlassen und mit Ladislaus kleine Spaziergänge wagen; auf diesem erzählte er mir viel von den polnischen Helden und verweilte besonders gerne bei der Schilderung des herrlichen Kosciusko, der eben so sehr als Patriarch, wie als Feldherr und Mensch vor seinen

Zeitgenossen hervorleuchtet. Dieser Kosciusko ist einer der edelsten Männer, um welche die Nachwelt zu weinen Ursache hat; er war ein Freund des großen Washington, der zur Größe von Nordamerika den Grundstein legte. Und dieser Kosciusko war es, der die damalige Bewegung in Polen hauptsächlich leitete; sein Name warb viele Tausende für die Sache der polnischen Freiheit und begeisterte auch mich für den Entschluß, für seinen hohen Zweck zu fechten.

So traten denn ich und Ladislaus bei demselben Bataillone ein, denn mein Fuß war so hergestellt worden, daß ich ihn wieder vollständig gebrauchen konnte; die militärischen Uebungen waren bei unserm Eifer hiefür bald durchgemacht und wir hatten im kurzem das Vergnügen, zu Unteroffizieren befördert zu werden. Natürlich hatte ich schon früher meinen Unfall an meinen Vater geschrieben, der jedoch, wie ich später erfuhr, auch keinen einzigen meiner Briefe erhalten hatte.

Indessen sah es um die Sache, für welche wir zu den Waffen gegriffen hatten, sehr mißlich aus, denn die russische Macht hatte bedeutende Fortschritte im Lande gemacht, und ein großer Theil des polnischen Adels begünstigte der Feinde Absichten theils aus eigenem Interesse hiefür, theils aus Parteihaß, der damals die bedeutendsten Häupter der ersten Familien Polens dem Vaterlande entfremdete.

Im Februar des Jahres 1794 erhielt unsere Truppe, aus etwa 600 Mann bestehend, die Weisung, sich mit Kosciusko zu vereinigen, der um Warschau das Freiheitsheer sammelte. Auf dem Marsche stießen

noch mehrere Abtheilungen zu uns, so daß wir in wenig Tagen gegen 2000 Mann stark wurden.

In der letzten Nacht vor unserer Ankunft bei Kosciukos Armee mußten wir im Freien kampiren, weil ringsum blos Moorland und Wald zu sehen war. So lagerten wir uns denn um ein großes Wachtfeuer, genoßen unser bescheidenes Abendbrod und ließen nach der dortigen Sitte die Branntweinflasche fleißig im Kreise herumgehen. Als viele schläfrig werden wollten, obgleich wir strengen Befehl erhalten, wach zu bleiben, damit bei einem etwaigen Ueberfalle alles bereit sey, forderte ich Ladislaus auf, durch Erzählungen die Leute munter zu erhalten. Mein Freund war gern bereit und gab uns mancherlei Schönes zum Besten, und damit auch ihr, meine Lieben, ein Geschichtchen vom Polen Ladislaus kennt, will ich euch die Sage, welche uns in jener Nacht viele Freude machte, mittheilen. Merkt also recht auf:

Die Haideglöckchen.

(Eine polnische Sage.)

Tief in dem Lithauischen Lande ist eine große Haide und fast in der Mitte derselben ragen zwei Bergkegel empor, die ungefähr 1½ Stunden von einander entfernt liegen. Alte Trümmer bedecken diese Anhöhe und in grauer Vorzeit sollen an der Stelle dieser Ruinen starke Burgen gestanden haben. Noch erzählt sich das Volk den Untergang dieser Herrnsitze und oft soll man später versucht haben, die Trümmer hinwegzuschaffen und neue Schlösser

errichten, aber während des Baues stürzten, ohne daß man die Ursache hievon begreifen konnte, die bereits vollendete Arbeit wieder ein, bis man endlich das begonnene Unternehmen wieder aufgab. Wenn der herbstliche Sturm durch die Haide fegt, so mischen sich oft seltsame Töne, wie fernes Glockengeklingel, in das Heulen des Windes und wenige mögen zur solchen Zeit einsam durch den Moorgrund wandern.

Zwei edle Geschlechter des Polenstammes, die Inklav und die Miekewizk, hatten ihre Wohnsitze auf jenen beiden Bergkegeln. Lange lebten sie in nachbarlicher Eintracht und zogen immer gemeinschaftlich in den Kampf, wenn räuberische Stämme ihre Markung überschritten. Der letzte Inklav hatte nur eine Tochter, Namens Olga, die mit Jaromir, dem letzten Miekewizk, schon in der Kindheit verlobt worden war. Als Jaromir zum Jünglinge worden, trieb ihn sein kühner Muth in das Gewühl der Fehden und Kriege, während unterdeß in stiller Häuslichkeit Olga zur lieblichen Jungfrau erblühte.

Eines Tages besuchte den alten Inklav Pollach ein junger Ritter, der eben so schön, als gut und tapfer war; sein Vater hatte große Besitzungen und gebot über mehr als zweitausend Leibeigene. Olga erregte des jungen Ritters Aufmerksamkeit und der wackere junge Mann gefiel der Jungfrau ebenfalls. Jedoch schon in wenigen Tagen kam Jaromir in die väterliche Burg zurück, um die Verlobte sich antrauen zu lassen. Inklav verkündete seiner Tochter, daß nunmehr die Zeit ihrer Vermählung gekommen sey, war jedoch nicht wenig erstaunt, bei seiner Olga den entschiedensten Widerwillen gegen Jaromir zu finden.

Er handelte als ein vernünftiger Vater und erklärte dem jungen Manne, daß er sein Kind zu einem so folgeschweren Schritte weder zwingen könne noch wolle; Jaromir möge daher vergessen, daß Olga ihm einst zur Gemahlin bestimmt gewesen. Jedoch Jaromir wüthete und schwur Rache. Er ging nach Ungarn und beredete einen der Häuptlinge dieses Volkes, ihm gegen Inklav beizustehen.

In der Zwischenzeit war Olga Pollach's Weib geworden, und als die Nachricht von Jaromirs Vorhaben kam, eilte der junge Gatte in seine Heimath, um seine Freunde zu bewaffneter Hilfe gegen Jaromir aufzurufen. Bald hatten die anrückenden Ungarschaaren Inklav's Burg eingeschlossen, deren Bewohner sich zum äußersten Widerstande bereit gemacht hatten. Selbst Olga waffnete sich, ergriff Schwert und Schild und kämpfte an der Seite ihres Vaters, und es muß ein begeisternder Anblick gewesen seyn, das muthige Weib als erhebendes Beispiel den Männern voranfechten zu sehen.

Bald trat jedoch in der Burg Mangel an Lebensmitteln ein; die Zahl der Vertheidiger wurde vom feindlichen Schwert immer fühlbarer gelichtet und der Fall des Schlosses war unvermeidbar, wenn nicht die letzte Hoffnung, Pollachs Hilfe bald kam. Da bemerkte Inklav an einem Abende, daß die Ungarn Anstalten zum Abzuge machten und schon wähnte er sich gerettet; er und seine Leute sanken in die Armee des Schlafes; nur Olga von trüben Ahnungen verfolgt, traute den feindlichen Abzugs-Anstalten nicht ganz und hielt mit einem alten Kriegsknechte abwechselnd Wache auf der Mauer.

Als sie aber nach Mitternacht sich zur kurzen Ruhe begab und den Wachgefährten allein ließ, schlief auch dieser ein und die bedrängte Burg war ohne Hüter. Die Ungarn hatten nur eine List gebraucht, den Inklav zu täuschen, und gegen Morgen näherten sich die feindlichen Schaaren der Burg, erstiegen ohne Widerstand die Mauern und schreckten die Vertheidiger der Burg durch wildes Kampfgeschrei aus dem süßen Schlummer.

Ein schrecklicher Kampf begann nun: Inklav und Olga stritten mit dem Muthe der Verzweiflung und viele der Feinde verloren das Leben. Da sank Inklav, tödtlich getroffen, und seine Leute begannen zu weichen. Aus den Haufen der Ungarn drang Jaromir jetzt auf Olga ein. „Ergib dich und sey meine Sklavin oder stirb!" rief er ihr zu. Olgas Antwort aber war ein Schwertschlag, der jedoch von ihres Gegners Schilde aufgefangen wurde; aber im nächsten Augenblicke stürzte das edle Weib blutend zu seinen Füßen.

Bald hatte der wilde Feind alles Lebende in der Burg gewürgt und alles geplündert, da drang aus den Gemächern eine helle Lohe und vor dem feurigen Elemente mußten die Barbaren in's Freie flüchten. Olga war es, die, obschon auf den Tod verwundet, den Rest ihrer Kräfte zusammengerafft, und das Feuer angezündet hatte, um sterbend noch ihre Feinde zu besiegen. Und wie sich dieselben zum Abzuge bereiteten, erschien Olga auf der Mauerzine und sprach eine schreckliche Verwünschung über den bösen Jaromir und sein ganzes Geschlecht aus; dann stürzte sie entseelt zur Erde.

Einige Tage hernach erschien Pollach mit Hilfe; er fand verzweiflungsvoll an der Stelle der schönen Burg nur rauchende Trümmer und statt fröhlicher Bewohner Leichen.

Da zog er hinüber zu Jaromirs Schloß, erstieg dieselbe und tödtete den Jaromir und opferte dessen Kriegsknechte dem Schwerte und legte die Burg in Asche. Als nun die Flammen in den Gebäuden wütheten und prasselnd gegen Himmel loderten, bestiegen die Kosaken, welche unter Pollachs Hilfsvölkern waren, ihre mit hellklingenden Glöckchen geschmückten Rosse und führten auf der Haide zum Siegesfeste einen kriegerischen Tanz auf.

Seit dieser Zeit will man oft in stürmischen Nächten solche Glockentöne gehört haben, und die Leute glauben, es seyen die Geister jener Kosaken, welche das kriegerische Fest des Sieges noch von Jahr zu Jahr feierten.

„Diese und ähnliche Geschichten" fuhr der Vater fort, „erzählte uns am flammenden Wachfeuer Ladislaus in jener Nacht. Ein Extraschluck aus der Branntweinflasche belohnte ihn für jede Erzählung. Am andern Tage trafen wir vor Warschau ein und wurden von Kosciusko gemustert, der mit uns und unsern militärischen Leistungen sehr zufrieden war. Ich lernte unter unsern neuen Kriegsgefährten auch noch mehrere Deutsche kennen; sie hatten sich gleich mir als Freiwillige unter die weißen Adler der polnischen Fahne begeben, und waren bei ihren nichtdeutschen Kameraden ungemein beliebt, sowohl wegen ihrer gutmüthigen Offenheit, als auch

wegen der Tapferkeit, welche sie bei jeder Gelegenheit an den Tag legten.

Einige Zeit nach unserer Ankunft vor Warschau erhielt die Abtheilung, bei welcher ich und Ladislaus standen, die Ordre, das Schloß St., wo die Häupter der russenfreundlichen Polen sich zum Entwurfe verrätherischer Plane eingefunden hatten, zu nehmen und die Gefangenen in das Hauptquartier zu bringen.

Ihr könnt euch wohl denken, daß wir alle eine derartige Aufgabe mit Freude übernahmen. Als es zu dunkeln begann, setzte unsere Colonne, etwa 400 Mann stark, sich in Bewegung und erreichte Nachts um die eilfte Stunde das Schloß; wir umstellten es geräuschlos, damit keiner der Eingeschlossenen entrinnen möge, darauf stieß ein Trompeter in sein Instrument als Signal für uns, gegen das Schloß vorzurücken.

Thore und Thüre fanden wir verschlossen und verrammelt, und so oft durch die Wucht unseres Angriffes eine Pforte gesprengt wurde, empfing uns heftiges Gewehrfeuer oder Säbelhiebe. Der Kampf war sehr blutig und wir verloren ziemlich viele Leute. Endlich konnte der Feind sich nicht mehr weiter von uns zurückziehen, und es galt also den Entscheidungskampf. Während wir noch mit den abtrünnigen Söhnen Polens unterhandelten, schrie Ladislaus plötzlich laut auf: „Das ist der Verräther Bogelav,“ und stürzte mit hoch geschwungenem Säbel auf einen polnischen Edelmann zu, welcher vor Gewissensschrecken und Ueberraschung auf ein Kniee gesunken war und während er sich mit der einen Hand am Boden hielt, mit der andern den todtdrohenden

Hieb abzuwehren suchte. Doch wie erstaunte ich, als Ladislaus die zum Morde gehobene Waffe plötzlich sinken ließ und in ruhiger Größe sprach: „Die Rache ist mein, spricht der Herr, und ich überlasse sie ihm. Höre du Schändlicher, du hast mir die Braut am Traualtare entrissen und bist an ihrem gräßlichem Tode schuld; doch denke an mich und fürchte Gottes strenges Gericht!"

Ich bewunderte den edlen Leibeigenen. Er opferte in dem Augenblicke, wo das Schicksal ihm ein Opfer für seine gereizten Leidenschaften auslieferte, das tief verletzte Gefühl und vergab als Christ und Mensch.

Die Unterhandlung mit den eingeschlossenen Verräthern führte zu keinem Ziel, obgleich ihre Anzahl kaum den vierten Theil unserer Macht betrug; waren sie doch zu stolz, sich, wie sie sagten, einem Haufen gemeiner Bauern zu übergeben. So begann denn der Todeskampf auf's Neue, als plötzlich Trommelwirbel und Hornfanfaren vor dem Schlosse ertönten. Es war eine russische Abtheilung, die durch einen Diener des Schloßherrn heimlich herbeigerufen und in Eilmärschen angerückt war und uns nun im Rücken angriff, während in der Fronte die Edelleute uns durch ihre größere Fertigkeit in den Waffen bedeutend in Anspruch nahmen.

Ich focht neben Ladislaus, wurde aber allmählich von seiner Seite hinweggedrängt und bemerkte nun aus der Entfernung, wie sein Todtfeind Boguslav mit wüthenden Säbelhieben auf ihn losstürzte. Vergebens suchte ich, dem Freunde nahe zu kommen und Hilfe zu bringen; bald mußte er der

Fechtkunst seines Gegners unterliegen und wurde von demselben erschlagen, dem er kurz vorher so großmüthig das Leben geschenkt hatte! Wer, meine Kinder, war hier der edlere Mensch, jener Edelmann Verräther und Wüstling Bogeslav oder der unglückliche Leibeigene Ladislaus?

Trotz der russischen Uebermacht schlugen wir uns, freilich mit einem Verluste von fast der Hälfte unserer Kameraden, endlich durch und erreichten das Hauptkorps; nach wenigen Tagen kam es zur letzten Schlacht, zum Entscheidungskampf bei Warschau; die Polen unterlagen und der edle Kosciusko gerieth schwer verwundet in russische Gefangenschaft. Was mich betrifft, so kam ich in dem ganzem Feldzuge mit einem leichten Streifschusse davon; aber der Aufenthalt in Polen war mir seit dem Tode Ladislaus verleidet und so kehrte ich denn, nachdem ich glücklich russischer Kriegsgefangenschaft entgangen war, in die Heimath und in die Arme des Vaters zurück.

Zwölftes Kapitel.

Der Ueberfall.

Der Vater hatte seine Erzählung eben geendet, als man vom Hofraume herauf einiges Geräusch zu vernehmen glaubte. Bald darauf wurde heftig an der Glocke gezogen und der alte Johann ging, um zu sehen, welch' unerwarteter Besuch in so später Stunde noch überraschen werde.

Man blieb nicht lange in Ungewißheit! Es dröhnten gewichtige Schritte im Hausgange, und die Treppe herauf stürmte es in dichten schweren Haufen; da rauschten Waffen vor der Thüre des Gemaches, und ehe die darin Befindlichen sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, war das Zimmer mit französischen Soldaten gefüllt.

Der Großvater war in den Lehnsessel zurückgesunken, denn die plötzliche Ueberraschung und der Schreck war zu groß für ihn. Frau Seehofen eilte zu seinem Beistande herbei, während ihr Gemahl den Eindringlingen ernst und würdevoll entgegenging und sie ruhig fragte: „Meine Herrn, was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches in so später Stunde?" und als die Angeredeten wie Bildsäulen standen und schwiegen, fuhr er fort: „Was soll dieses gewaltthätige Eindringen in die Wohnung eines friedlichen Bürgers, diese auffallende Verletzung von Gesetz und Recht?"

Diesmal blieb die Antwort nicht aus, denn durch die militärischen Abzeichen hinlänglich kennbar, trat mit gezogenem Degen der Offizier auf den Redner zu und fragte: „Sind Sie Herr Karl Seehofen?"

„Zu dienen mein Herr!" lautete die Entgegnung. „Reißten Sie im Laufe der letzten Woche durch Sachsen hieher und übernachteten in dem Städtchen N. in dem Gasthofe zum goldenen Löwen?"

Herr Seehofen wurde bleich, faßte sich jedoch augenblicklich und äußerte: „Diese Umstände treffen alle zu, und ich bin derjenige, den Sie meinen."

„Dann bedauere ich, auch in Hinsicht auf Ihre Familie eine unangenehme Pflicht erfüllen zu müssen," sprach der Offizier. „Im Namen des Kaisers Napoleon sind Sie mein Gefangener. Soldaten thut eure Pflicht!" Und aus den Reihen derselben traten zwei und fesselten mit einer scharfen Stahlkette Herrn Seehofen's Hände.

Ein Jammergeschrei erhob sich nun in der Familie. Laut aufschreiend stürzte die Frau an den Hals ihres Gatten, während seine Kinder jammernd seine Kniee umklammerten und Georg im Gefühle der Wehrlosigkeit gegen die Uebermacht rathlos die Fäuste ballte.

„Machen Sie sich zur Abreise gefaßt," — sprach der Offizier und setzte mit leiser, nur dem Gefangenen vernehmbaren Stimme hinzu — „zur Abreise, vielleicht um nimmer wieder zu kehren."

„Soldaten! habt ihr einen Wagen herbeigeschafft, um den Gefangenen zu fortzuführen?" wendete er sich an seine Untergebenen, und als dieses bejaht wurde, nahm man Herrn Seehofen's eigenes Fuhrwerk, in welchem er erst gestern von der Reise zurückgekehrt war, und führte ihn darin fort.

Frau Seehofen, Georg und der alte Johann hatten alle den Offizier gebeten, den Vater und Gemahl begleiten zu dürfen, was von diesem jedoch in Hinsicht seiner strengen Befehle, welche er für diesen Fall zu haben vorgab, abgelehnt wurde. Der alte Johann eilte rasch in das Zimmer seines Herrn, fand es jedoch von zwei Soldaten besetzt, und erst nach langen Debatten wurde es ihm gestattet, einige Wäsche und Kleidungsstücke zusammen-

zupacken und damit dem langsam fahrenden Wagen, in welchem sein geliebter Gebieter fortgeführt wurde, nachzueilen, um ihm dieselben zu übergeben.

Der Offizier hatte sich indeß Licht geben lassen, und untersuchte mit strenger Richtermiene die Briefschaften und übrigen Schriften des Gefangenen. Erst gegen Morgen kam er mit diesem Geschäfte zu Ende und entfernte sich. - Es blieb jedoch in dem Hause ein Posten von vier Soldaten zurück, welcher aber nach einigen Tagen wieder abzog.

Der Schrecken und die Verwirrung in der ganzen Familie Seehofen ist nicht zu beschreiben, am meisten angegriffen war jedoch der Großvater. Während sich die Gattin mit der Unschuld ihres Mannes tröstete, und ihre Hoffnungen auch ihren Kindern mittheilte, sah der alte Mann tiefer. Er kannte seines Sohnes für Deutschland immer glühend schlagendes Herz zu gut, um nicht zu vermuthen, daß derselbe irgendwo seine Freude über die täglich sich mehrenden Siege der verbündeten Deutschen über die Franzosen kundgegeben haben müßte, welche Aeußerung in der damaligen Zeit von den Franzosen oft genug mit jahrelanger Einsperrung, Konfiskation des Vermögens, nicht selten auch mit dem Tode bestraft wurde. War doch noch immer im frischen Gedächtnisse, wie der Buchhändler Palm, der kein anderes Verbrechen begangen, als ein an ihn adressirtes Paquet, welches verbotene Schriften enthielt, weiter befördert zu haben, in Braunau erschossen worden, und mehrere andere solche Beispiele lagen vor.

Der Großvater wurde jetzt kränklich und konnte bald das Zimmer nicht mehr verlassen. Der herbeige-

rufene Arzt zuckte die Achseln und meinte, seine Heilmittel reichten nicht bis zur Seele, den kranken Leib könne er wohl behandeln, nicht aber das kranke Gemüth.

Indessen dieses in dem Landhause geschah, in welchem der Friede einer wackern Familie so herbe gestört worden war, wurde Vater Seehofen, ohne je zu einem Verhöre gelangen zu können, immer weiter fortgeschleppt. Eine Soldaten Abtheilung überlieferte ihn der andern. Und während jene, welche ihn gefangen nahmen, ihn nur als Verdächtigen betrachteten und behandelten, hielten ihn diejenigen, welche ihn von jenen zur Weiterbeförderung übernahmen, für einen überwiesenen Verschwörer, andere für einen gedungenen Mörder ihres Kaisers, der im Momente der Ausführung des Attentates gefangen genommen worden.

Daß es dabei nicht an roher Behandlung fehlte, läßt sich denken. Schon am vierten Tage brach die Achse seines bequemen Reisewagens, und da weit und breit kein Handwerksmann aufzutreiben war, welcher in Eile das zerbrochene Fuhrwerk wieder in Stand setzen konnte, so wurde auf dem nächsten Bauernhofe ein Karren hinweggenommen, und der Gefangene auf denselben geworfen, worauf der Leidenszug seinen Weg weiter fortsetzte.

Die Stöße, welche der rohe Karren auf dem holprigen Wege seinen Gliedern beibrachte, schmerzten Herrn Seehofen sehr und er sah es als eine wahre Wohlthat an, als ihm auf seine Bitte im nächsten Dorfe einer der Soldaten der Eskorte, welcher menschenfreundlicher war als seine Gefährten,

einen Strohbündel unter die wunden, aufgeriebenen Schultern schob.

Man näherte sich immer mehr dem Rheine und Herr Seehofen bemerkte mit jedem Tage mehr, daß die französische Armee in der letzten Zeit in Deutschland bedeutende Niederlagen erlitten haben müßte, denn der Zug der nach Frankreich ziehenden Truppen und einzelnen Soldaten drängte sich mit jedem Tage mehr auf den Straßen. Sie hatten endlich die französische Grenze überschritten und näherten sich einem befestigten Städtchen, dessen Befehlshaber der Gefangene übergeben wurde. Zwar wurden die Soldaten sogleich über ihn befragt, und Seehofen schöpfte, als sie nicht einmal wußten, wessen man ihn beschuldige, einige Hoffnung, in Bälde seine Freiheit wieder zu erhalten; diese Hoffnung schwand jedoch sogleich, als der Kommandant erklärte: man würde in so ernster Zeit sich ohne triftige Beweggründe wohl nicht so viele Mühe um geringfügiger Ursachen wegen gegeben haben und es sey jedenfalls seine Pflicht, den Gefangenen bis auf Eintreffen weiterer Befehle aus dem Hauptquartier, an welches er sogleich schreiben werde, strengstens in Gewahrsam zu halten.

Herr Seehofen wurde also in das Gefängniß, ein ungesundes Gewölbe, geführt und in demselben seinen Betrachtungen überlassen. Er fand jedoch bald, daß er sich nicht allein befand, denn eine rauhe Stimme fuhr ihn nach einiger Zeit an: „Von welchem Regiment, Kamerad?“

Ueberrascht blickte Seehofen um sich und sah, daß in einem Winkel des Kerkers ein in eine zerlumpte

Uniform gekleideter Mensch saß, welcher sich behaglich den langen Schnurbart strich. Er hatte ihn wohl deßhalb nicht sogleich bemerkt, weil die Dunkelheit, welche im Kerker herrschte, seinen an das Tageslicht gewöhnten Augen zu ungewohnt war, und er antwortete also:

„Ich bin kein Militär!“

„So, also irgend ein Spitzbube von Civil, der etwa ein paar Hosen gestohlen oder einem um der Börse willen den Hals abgeschnitten! Eben keine ehrenvolle Gesellschaft für einen alten Soldaten!“

Herrn Seehofen schien es nicht gleichgültig zu seyn, in den Augen seines Kerkergenossen für so schlecht zu gelten, denn er erwiderte:

„Ihr irrt euch, wenn ihr mich für so etwas haltet. Ich bin ein rechtschaffener deutscher Bürger, den man, weil er sein Vaterland liebte und den Anmaßungen der Franzosen nicht das Wort redete, von Haus und Hof, Weib und Kindern fortschleppte und hier widerrechtlich gefangen hält.“

„Ei so grüß euch Gott Landsmann!“ rief der Mitgefangene fröhlich und sprang auf und bot Seehofen traulich die Hand zum Handschlag. „Es freut mich, daß wir, weil wir nun doch einmal gefangen sind, wenigstens in ein Loch zusammengesteckt wurden. Ich bin um fast gleicher Ursachen wie ihr gefangen, denn ich bin ein Badner Landskind, habe unter den französischen Fahnen in Deutschland, Spanien und, Gott weiß, wo noch überall mitgefochten. Ich hörte diese Wochen, daß die Deutschen das französische Joch abschütteln wollten, desertirte daher, um den Brüdern zu helfen, hatte jedoch abscheuliches Pech

damit, denn ich wurde kaum eine Stunde hernach wieder gefangen genommen und weiß nicht, warum sie mich noch nicht erschossen haben."

Sie sprachen noch viel und manerchlei miteinander, und indem sie sich die Schicksale ihres gegenseitigen Lebens erzählten, verschwand die Zeit so angenehm, als es in ihrer Lage möglich war. Doch schon am folgenden Tage führte man den Soldaten ab, der wehmüthig sich zu Seehofen wandte und Abschied nehmend sprach:

„Lebe wohl Landsmann! in einer anderen Welt werden wir uns wohl einmal wiedersehen, und damit du mich dort gleich beim Namen kennst, so wisse: ich heiße Kaspar Thanhauser aus Villingen, nicht weit vom Schwarzwald."

So war denn Herr Seehofen allein, und als er am andern Tage unerwartet Schüsse hörte, glaubte er nicht anders, als man hätte seinen Landsmann, mit dem er so unvermuthet zusammen getroffen, wohl erschossen. In seinem eigenen Schicksale trat jedoch keine Aenderung ein. Wochen und Monate vergingen; er hielt sich schon vergessen und verloren und gab alle Hoffnung auf, jemals seinen alten Vater, sein treues Weib und seine lieben Kinder wieder zu sehen. Eines tröstete ihn in seiner Noth, das Gebet, das selbst in größerer Hoffnungslosigkeit seine Kraft schon bewährt hat.

Dreizehntes Kapitel.

Schluß.

So war dem Gefangenen im einsamen Kerker der Winter vergangen und das Frühjahr des Jahres 1814 angebrochen. Eines Tages glaubte er plötzlich in der Ferne ein dumpfes Geräusch zu hören. Sollte so früh im Jahre schon ein Gewitter ausgebrochen seyn? dachte er. Wieder und immer wieder ließ sich das Geräusch hören: „Das ist kein Donner," sprach Seehofen freudig, „das ist nicht ein Gewitter des Himmels, das sind irdische Töne, der Donner der Kanonen. Vielleicht wird eine Schlacht geschlagen und meine deutschen Brüder haben den französischen Feind im eigenen Lande aufgesucht. Glück auf mein tapferes Volk; wär's möglich, daß nach Jahren der Unterdrückung und der Knechtschaft auch die der goldene Morgen der Freiheit einmal strahle!"

Bald hernach hörte er auch verworrene Stimmen auf der Straße, das dumpfe Rollen schwer beladener Wagen und das Hin- und Hersprengen der Rosse auf dem Pflaster. Die Hoffnung des Gefangenen wuchs mit Riesengröße, doch verging noch eine qualvolle Nacht, ohne ihm Erlösung und Hilfe zu bringen. Aber am andern Morgen wurde das Getöse in den Straßen immer lauter, und der furchtbare Kanonendonner, der in immer heftigeren Schlägen rasch auf einander folgte, ließ ahnen, daß der Engel des Todes über einem Schlachtfelde walte und seine schwarzen Loose herabstreue auf Tausende.

Seehofen sah in jedem Schusse einen Ruf zur Hoffnung, in seiner Seele regte sich stille Freude über den Sieg des Vaterlandes, das seine Wiedergeburt zu Kraft und Selbstständigkeit im Jubel des Schlachtendonners feierte und bewährte.

Aber wie erschrack nicht der Aermste, als er, was er in dem Uebermaße der Freude zuerst nicht beachtet, die Bemerkung machte, daß der Wächter ihm die Nahrung nicht mehr brachte. „Guter Gott soll mein Schicksal gar noch seyn, des gräßlichsten Todes, des Hungers zu sterben.“ Er pochte an die Thüre bis seine Fäuste bluteten, — umsonst. Endlich riß er einen Ziegelstein aus dem Pflaster des Gefängnisses und schlug an die Pforte; donnernd widerhallte das Gepolter durch das weite Gebäude, doch Niemand schien darauf zu achten.

Nochmal wiederholte er den Versuch, denn er glaubte Schritte, wie von nahenden Menschen, zu hören. Wirklich nahte man seinem Kerker und eine wohlbekannte Stimme rief: „Nur Geduld Kamerad vom Civil! der Schlüssel zu deinem Hundeloch fehlt zwar, aber in meinem Gewehrkolben habe ich ein probates Mittel zum Oeffnen von verschlossenen Thüren!“ Und mit Kolbenstößen und derben Fußtritten ward die Pforte gesprengt, und Herr Seehofen lag in den Armen des Soldaten, der die ersten Tage seiner Gefangenschaft mit ihm getheilt hatte.

„Nicht wahr ich komme euch unvermuthet!“ sagte dieser. Nun, ich wurde nicht erschossen, sondern nur etwas geprügelt und dann wieder gegen meine deutschen Brüder geschickt. Ich desertirte aber zum zweitenmale; diesmal glückte es besser und ich trat in das

deutsche Heer. Eine tüchtige Schlacht wurde gestern geschlagen und wie ich heute durch das Städlein laufe, um mir Brod zum Frühstück zu kaufen, dachte ich an Euch; ich hörte Euch, obwohl mich der Kanonendonner fast taub gemacht, und komme, Euch nun an das Tageslicht zu führen!"

Er führte auch wirklich Herrn Seehofen aus dem Kerker, der mit Freuden bemerkte, wie die Straßen des Städtchens von deutschen Soldaten wimmelten. Nach vieler Mühe gelang es seinem Gefährten, Brod zu kaufen, welches er großmüthig mit dem ausgehungerten Gefangenen theilte.

Eben bogen sie um die Ecke eines Hauses, um sich in das Lager der Deutschen zu begeben, als sie dabei fast einen jungen Soldaten über den Haufen rannten, welcher ihnen entgegen kam: „Nu, nu," rief er aus „seit wann tritt man denn den Leuten auf die Nase!"

Die Stimme schien Herrn Seehofen bekannt, er warf einen Blick unter den Cschako des Soldaten und rief überrascht aus: „Georg, lieber Sohn, wie kommst du hierher?" Und: „Vater! seyd ihr es? wie wird sich die Mutter freuen!" rief der junge Krieger und stürzte in die Arme des lang Vermißten.

„Kreuzbataillon!" schrie der Kaspar Thanhauser, — so hieß, wie wir schon wissen, der Befreier Seehofens, — das ist einmal ein Spaß, den ich nicht um ein Pfund Kommisbrod gebe, obgleich mir eine Flasche Wein sehr willkommen wäre!"

Und diese und noch eine dazu erhielt er wirklich. Georg war wohl mit Geld versehen und fröh-

lich wurde im Marketenderzelt das Wiedersehen von Vater und Sohn gefeiert.

Und nach wenigen Tagen machte sich Herr Seehofen auf den Weg in die Heimath, während sein Sohn dem Rufe der Trommel folgte und weiter in das feindliche Land marschirte.

Wer möchte das fröhliche Wiedersehen auf dem Landgute am Bodensee beschreiben! Neu lebte der alte Großvater auf und des Jubels der Kinder war kein Ende. Erst nach Jahr und Tag erfuhr Herr Seehofen die Ursache seiner Verhaftung. Den französischen Machthabern war die bittere Stimmung, welche allenthalben gegen sie herrschte, nicht entgangen, und sie suchten mit aller Strenge jeden, der zur Vermehrung dieser für sie unangenehmen Stimmung mitwirkte, zu bestrafen. Herr Seehofen hatte mit Freimuth in dem Gasthause eines Sädtchens mit einem alten Bekannten über die Lage Deutschlands gesprochen und nicht beachtet, daß ein am Tische sitzender Fremder mit aufmerksamer Spannung seinen Worten lauschte.

Wirklich wurde jede Sylbe, die er unbedachtsam gesprochen, den französischen Machthabern überbracht, welche nun auf die bekannte Art gegen ihn verfuhren, und das Glück einer wackern Familie beinahe für immer zerstörten.

Nach längerer Zeit kehrte Georg aus dem Kriege. Er hatte es bis zum Lieutenant gebracht und gleich bei der allgemeinen Erhebung der Deutschen, in der Hoffnung, auf diesem Wege von dem verschollenen Vater eine Spur zu finden, die Waffen ergriffen.

Kaspar Thanhauser aber, mit dem er näher bekannt geworden war, hatte auf den Anhöhen von Paris, Montmatre genannt, den Heldentod gefunden. Der alte Großvater erzählte seinen Enkeln nicht mehr viele Geschichten, denn die Ereignisse jenes Jahres hatten ihn zu sehr ergriffen, und bald entschlief er sanft und selig im Herrn.

Sein Sohn pflanzte eine Silberpappel auf sein Grab, zu welchem er oft die Kinder führte, und sie ermahnte, dem Beispiele des Verewigten zu folgen und seinen Ermahnungen und guten Lehren getreu zu bleiben.

Und wenn du, lieber Leser, einmal an die lieblichen Ufer des Bodensees kommst, so frage nach der Familie Seehofen, und ist dies gleich ihr rechter Name nicht, so wirst du wohl ihr Landgut finden können; sollte dir jedoch auch dieses nicht gelingen, so befolge wenigstens das Gute, was du in diesem Buche gefunden, dann kommst du auch einst zum Großvater, und frägst du wo? so antworte ich dir: Je nun, wenn du brav und fromm lebst: Droben im schönen Himmel!

Inhalt.

Gedruckt bei Albr. Volkhart in Augsburg.

		kr.	ngr.
21s Bändchen.	Der Uhrenhändler vom Schwarzwalde .	36	12
22 „	Die Rose von Rom, oder ehre Vater und Mutter	36	12
23 „	Die Korsaren aus Morgenland, oder zwei Mütter und ihre Söhne	36	12
24 „	Adelmar der Tempelritter	36	12
25 „	Die Gemsschützen, oder Kaiser Maximilians Gefahr auf der Martinswand . . .	30	10
26 „	Reinhold's Schicksale, oder Gott führt die Seinen wunderbar	36	12

☞ Die **Abendunterhaltungen** werden in der Art fortgesetzt, daß jährlich mehrere neue Bändchen davon erscheinen, an deren Abnahme jedoch Niemand gebunden ist. **Wer aber alle Bändchen auf einmal zusammen nimmt,** erhält jedes Bändchen für 27 kr. oder 9 ngr.

Zur Nachricht!

Der **innere Werth** und die **äußere hübsche Ausstattung** der bisher in **unserm Verlage** erschienenen **Jugendschriften,** sowie der **billige Preis** derselben haben bereits **nach allen Seiten** hin **gerechte Anerkennung** gefunden. Wir werden daher eifrigst bemüht sein, **diesen wichtigen Zweig** unserer Literatur **auch** in der Folge mit aller Liebe und Umsicht zu fördern, und rechnen dabei auf die kräftigste Unterstützung geehrter Jugendschriftsteller geistlichen und weltlichen Standes.

Unser **Jugendschriftenverlag,** worüber ein eigener Katalog unter dem Titel:

„Der Jugendbildner"

erschienen und in jeder guten Buchhandlung gratis zu haben ist, bietet nun eine große Auswahl von **Jugendschriften** für **jedes Alter** und **Geschlecht,** und geben wir daher auch der angenehmen Hoffnung Raum, es werde die **hochwürdige Geistlichkeit** sowohl als auch die **geehrten Herren Schulvorstände unsere Jugendschriften** so zahlreich wie bisher **als Preisebücher** rc. rc. verwenden, und sie **Eltern** und **Jugendfreunden** zur Anschaffung als **belehrende** und **unterhaltende Lektüre** angelegentlichst empfehlen.

Augsburg, im Juni 1853.

Lampart & Comp.

Vormals Veith & Rieger'sche Buchhandlung.